

Geschichten machen Mut

Band 1



**Kontakt- und Informationsstelle für Selbsthilfe
Erzgebirge in Aue-Bad Schlema**

**Gefördert durch die Verbände der gesetzlichen
Krankenkassen im Freistaat Sachsen und dem Verband der
Ersatzkassen.**

Geschichten machen Mut

Band 1



Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek: Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.



Ein Buch für die Gemeinschaft „Geschichten machen Mut“ Band 1

erstellt von der Kontakt- und Informationsstelle für Selbsthilfe
Erzgebirge in Aue-Bad Schlema (KISS ERZ)
sowie der Selbsthilfegruppe „pflegeBegleitung für Angehörige“

1. Auflage

© 2022 Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Herausgebers

Autorin: Karina Kartach

Umschlag: Roland Trültzsch, Karina Kartach

Layout und Satz: Jonas Kartach und Karina Kartach

Druck: Online-Druck GmbH & Co. KG, Eggertstraße 28, 33100 Paderborn

Herausgeber:

Kontakt- und Informationsstelle für Selbsthilfe ERZ in Aue-Bad Schlema

in Trägerschaft: FV Jugend-, Kultur- und Sozialzentrum Aue e.V.

Grundschule „Albrecht Dürer“, Postplatz 2, 08280 Aue-Bad Schlema

kurzweg.kiss@buergerhaus-aue.de

Tel. 03771 3404355

Handy: 0159 06755463

Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Ich sah aus wie eine Lumpenhanni	9
Abschied von der Heimat	17
Mit dem Schiff ins Ungewisse	31
Als Junge durch die Wirren des Krieges	37
Trotz schwerer Verwundung – Mut zum Leben	63
Wo sieben Kinder sind, wird auch ein achttes satt	85
Allein durch die menschenleere Stadt	93
Puddingpulver im Schulranzen	101
Abschied von unserem Haus Nummer 37	109
Menschlichkeit bewahren	123
Nachwort	158
Dank	159
Aufruf	160

Kostenfreie Abholung

KISS ERZ in Aue-Bad Schlema

bei Diane Kurzweg

Grundschule „Albrecht Dürer“

Postplatz 2

08280 Aue-Bad Schlema

Tel. 03771 3404355 oder 0159 06755463

Bestellung

per E-Mail: kurzweg.kiss@buergerhaus-aue.de

per Telefon: 015906755463 oder 03771 3404355

Vorwort

Ich erinnere mich, als wäre es gestern gewesen.
An einem Sonntag erzählten mir Oma und Opa, wie es im Jahre 1946 war. Eine Geschichte auf der gefährlichen Suche nach Essen, die sogenannte Hamsterfahrt.

Heute frage ich mich, ob meine Großeltern noch mehr erlebten. Sicherlich, aber nun habe ich keine Möglichkeit mehr sie zu fragen.

Im Jahre 2021 kam mir die Idee eines Buches, ein Buch der Selbsthilfe KISS ERZ Aue.

Mein Dank gilt vor allem den zehn Erzählerinnen und Erzählern, die uns Ihre Erinnerungen zur Verfügung stellen, Geschichten mit Mut und Zuversicht.

Außerdem möchte ich mich bei Karina Kartach bedanken, die für die Selbsthilfe KISS ERZ in Aue-Bad Schlema, dieses tolle Buch schrieb.

Danke für die sehr gute Anleitung und Unterstützung und Ausarbeitung.

Diane Kurzweg

Koordinatorin der Selbsthilfe KISS ERZ

und der Selbsthilfegruppe „pflegeBegleitung für Angehörige“ in Aue-Bad Schlema

Gretel, Jahrgang 1939, war sieben Jahre alt, als ihre Mutter mit neun Kindern Haus und Hof verlassen musste. Schon als Kind merkte sie, wie es sich anfühlt, für eine Marmeladenschnitte bei reichen Bauern stundenlang putzen zu müssen.

Mit ihrer Geschichte will sie Mut machen und zeigen, dass es wichtig ist, sich niemals aufzugeben und als Familie fest zusammenzuhalten. Gretel hat sich selbst bis zum 80. Lebensjahr hinaus ehrenamtlich in der Selbsthilfegruppe „pflegeBegleitung für Angehörige“ engagiert.

Ich sah aus wie eine Lumpenhanni

Flucht mit neun Kindern ins Ungewisse

Als die Russen kamen, sollten wir raus aus unserem Haus. Wir wohnten in Ludwigsdorf bei Schweidnitz, einem Ort in Schlesien, dem heutigen Bojanice bei Świdnica in Polen. Uns war es bis dahin relativ gut gegangen. Wir hatten eine eigene Bauernwirtschaft, besaßen Wald, Pferde und Schweine. Nun sollten wir ins Ungewisse und alle unser Zuhause verlassen.

Ich weiß noch, wie meine Mama mit uns neun Kindern dastand und sagte, dass sie nicht gehen wird. Da mussten sie uns schon alle erschießen. Wir Kinder brachen daraufhin in ein fürchterliches Geschrei aus. Die russischen Soldaten hielten sich die Ohren zu und verschwanden. Noch hatten wir eine Schonfrist. Doch man quartierte zwei polnische Familien mit Kindern bei uns ein und meine Mama musste für sie kochen.

Anfang August 1946 waren wir dann gezwungen, unser Haus zu verlassen. Wir schlossen uns einem Umsiedlertreck an. Mein Vater war verschollen. Keiner wusste, wo er war und ob er noch lebte. Also stand meine Mama mit ihren neun Kindern alleine da.

Meine große Schwester Edeltraud, die schon 17 Jahre alt war, behielt die Nerven und nähte aus alten Handtüchern für uns Kinder Rucksäcke. Darin verstauten wir unsere Habseligkeiten. An Spielzeug kann ich mich nicht erinnern. Es ging ums Überleben. Meine Mama packte einen großen Koffer. Meine jüngste Schwester saß ja noch im Kinderwagen. Der wurde auch beladen.

An die Zugfahrt in einem Güterzug nach Kleinwelka habe ich keine Erinnerungen mehr. Als wir ankamen, wurden wir im Lager entlaust. Wir durften duschen, das Baby wurde in einer Badewanne gewaschen. Ich war damals sieben Jahre alt und erinnere mich noch gut an den Donnerbalken, denn es gab keine Toilette.

Wir kamen dann nach Döbeln. Meine große Schwester sagte, dass wir aufs Dorf müssen, damit wir nicht verhungern. Wir lebten ja nur von der Fürsorge. Meine Mama, die meinen Vater so sehr geliebt hat, weigerte sich das ganze Leben, ihn für tot erklären zu lassen. Dadurch bekam sie nie Witwen- oder Halbwaisenrente. Sie glaubte fest daran, dass mein Vater eines Tages zurückkommen würde.

Die Leute machten die Türen zu

Mit Pferd und Wagen ging es in ein kleines Dorf, nach Dreißig. Ich weiß noch, als wir kamen, machten die Leute alle Türen zu. Neun Kinder und eine Mama. Uns wollte

keiner aufnehmen. In einer Gaststätte kamen wir erst einmal unter und lagen dort auf Strohschütten wie Heringe. So wohnten wir ein paar Wochen. Dann ging es auf ein rund ein Kilometer entferntes Bauerngut, das der Großbauer verpachtet hatte. Wir wohnten in den Gesindestuben. Ich erinnere mich an einen riesengroßen Kessel, einen großen viereckigen Tisch und an eine Bank.

Der Großbauer bewohnte noch die Herrschaftswohnung. Meine Mama musste auf dem Hof arbeiten. Das fiel ihr schwer, denn sie war plötzlich Untergebene und nicht mehr die Chefin auf ihrem Hof.

Ich habe erst viele Jahre später verstanden, was meine Mama alles geleistet hat, um uns alle durchzubringen. Bis tief in die Nacht saß sie da, hat Kleidung ausgebessert und unsere Sachen geflickt. Wir haben alle zeitig gelernt, Verantwortung zu übernehmen.

Um zu überleben, pflückten wir Brennnessel und Sauerampfer und kochten daraus Suppen. Meine Mama hielt auch ein paar Hühner und ein Schwein. Ich habe unsere Armut damals nicht als schlimm empfunden. Ich hatte noch keine Schule und war den ganzen Tag draußen.

Wir haben uns wie Schneekönige gefreut

Als ich zusammen mit meiner Schwester Gerda in Beicha bei Lommatzsch eingeschult wurde, brachte es meine Mama sogar fertig, uns eine Zuckertüte zu schenken. Sie war zwar nur aus Papier und mit Bleistift, Radiergummi

und ein paar Naschereien gefüllt. Aber wir haben uns darüber gefreut wie die Schneekönige. Wir mussten täglich eine halbe Stunde zur Schule laufen und wieder zurück, barfuß oder mit abgetragenen Schuhen. Ich sah aus wie eine Lumpenhanni, denn ich musste ja von den Großen die abgetragenen Sachen anziehen.

Noch heute schäme ich mich dafür, dass ich deshalb meiner Mama einmal eine Szene gemacht habe. Ich wollte einfach keine alten Sachen mehr tragen. Aber ich erinnere mich auch, dass ich mein erstes Brötchen, was ich in der Schulspeisung bekam, meiner Mama aufs Feld gebracht habe.

Ein Blumenmeer aus Nachbars Garten

Wir haben alle zusammengehalten, unsere Mama auf Händen getragen und geholfen. Jedes Wochenende wurde im großen Kessel gewaschen. Gespült und gewaschen wurde mit der Hand. Die weiße Wäsche wurde gebleicht. Das ist heute unvorstellbar.

In der Nachbarschaft wohnte ein bissiger Bauer, der drohte, den Hund auf uns zu hetzen. Zur Strafe haben wir zum Muttertag immer seinen Blumengarten geplündert und unserer Mama ein Blumenmeer bereitet. Gemeinsam haben wir alles Leid getragen. Wir haben sehr viele Abende zusammengesessen und gesungen, alte Volksweisen und Wanderlieder. Wir waren der Hoffmannchor und auch unsere eigene Laienspielgruppe. Es konnte noch so wenig auf dem Tisch stehen, wir waren zufrieden.

Die Klappe fällt alleine zu

Meine Mama legte viel Wert auf eine gute Erziehung: *Es wird jeder begrüßt, die Klappe fällt alleine zu, seid höflich, bescheiden, ehrlich, helft wo ihr könnt!* Das waren unsere Leitlinien. So mochten uns auch die meisten Leute im Dorf und schenkten uns ab und zu Möbel oder Sachen.

Einmal habe ich einer Frau Kotte die schwere Tasche getragen und den Handwagen den Berg hochgezogen.

„Gretel, komm mit rein“, hat sie dann gesagt und mir ein paar schwarze Halbschuhe geschenkt. Ich war der glücklichste Mensch. Doch meine Schwester weinte dann, da sie keine Schuhe hatte. So bin ich nochmal hin zur Frau Kotte und erzählte ihr davon. Doch leider hatte sie keine Schuhe mehr zum Verschenken. Da fühlte ich mich auch ganz traurig. Ja, oft liegen Freud und Leid nahe beieinander.

Verbrühung mit Rübensud

So war es auch an dem Tag, als uns der Postbote das erste Päckchen von Tante Selma aus dem Westen brachte. Wir waren völlig aus dem Häuschen. Ob da wohl Schokolade drin war? Das Päckchen hatte die Schwester meines Vaters, die selbst keine Kinder hatte, gepackt.

Vor lauter Vorfreude rannte meine kleine Schwester Irene wie eine Wilde zu unserer Mama, um ihr die gute Nachricht zu überbringen. Doch tragischerweise stürzte sie dabei über einen Eimer mit heißem Rübensud und verbrühte sich am ganzen Körper. Das war ein Schreck. Was tun?

Reni schrie wie am Spieß. Meine Mama war vor Angst ganz außer sich. Doch der Landarzt rettete sie. Reni wurde von Kopf bis Fuß eingefettet und ihre Haut wurde abgepellt wie bei einer Kartoffel. Was für ein Glück, keine einzige Narbe blieb zurück. Heute sprechen wir noch oft über dieses Ereignis und können uns nur über das Heilwissen des Arztes wundern, der Reni rettete.

Ich wollte unbedingt Lehrerin werden

Ja, es gab auch liebe Menschen. Aber die reichen Bauern, die haben uns ausgenutzt. Für eine Marmeladenschnitte haben wir Stunden putzen müssen. Unter dem Bett lagen einmal 10 Pfennige, der Bauer wollte prüfen, ob ich klaue. Das hat mich sehr verletzt. So wurde ich zur „Revoluzzerrin“, denn ich hatte einen starken Gerechtigkeitssinn. Da meine Klassenlehrerin und auch die Schulleiterin mich förderten, wollte ich später unbedingt Lehrerin werden. Meine Mama schlug vor, dass ich zur Post gehe. Aber ich setzte mich durch. Ich wollte mit Kindern arbeiten und so werden wie meine Lehrerinnen, die mir ein großes Vorbild waren. Eine Lehrerin hat mir sogar einmal Skier geschenkt.

Ich las sehr viel, alles was ich kriegen konnte, auch Liebesromane. Ich war gut in der Schule und hatte viele Freunde im Dorf, denen ich immer Geschichten erzählt habe. Dank der Unterstützung meiner Schulleiterin bekam ich nach dem Abschluss der 8. Klasse in Leipzig einen Platz am In-

stitut für Lehrerbildung. Dort konnte ich die 9. und 10. Klasse nachholen und Unterstufenlehrerin werden. Das Stipendium betrug am Anfang 16 Mark der DDR und war für mich ein Vermögen.

Alle meine acht Geschwister haben gute Berufe erlernt. Darauf war meine Mama sehr stolz. Wir flogen nacheinander aus dem Gesindehaus aus, heirateten und gründeten Familien.

Am Ende hatte meine Mama 21 Enkel. Sie blieb bis Ende der 80er Jahre in Dreißig im Gesindehaus wohnen und zog dann in eine altersgerechte Wohnung. Sie wurde 92 Jahre alt. Bis zum Schluss hoffte sie auf die Rückkehr meines Vaters. Wir haben erst nach ihrem Tod durch eigene Nachforschungen sein Grab in Neubrandenburg auf einem Friedhof entdeckt und endlich Gewissheit.

Wunsch

Wie anders, wie friedlich hätte unser aller Leben ohne Krieg und Vertreibung verlaufen können. Doch wahrscheinlich wäre ich dann auch keine Lehrerin geworden, hätte nicht zweimal studiert und nie als Schulleiterin gearbeitet. Ich habe meinen Beruf von Herzen geliebt und bin dankbar, dass ich ihn ergreifen konnte.

Ich wünsche mir für die Zukunft, dass wir wieder mehr Dankbarkeit und Bescheidenheit lernen. Das sind die Voraussetzungen für zwischenmenschliche gute Beziehungen und Toleranz.

Magdalena, geboren 1924, wurde 97 Jahre alt und ist im Dezember 2021 verstorben. Sie lebte die letzten sieben Monate ihres Lebens bei ihrem jüngsten Sohn im Haus in Lößnitz. Früher hat sie gern gekocht oder Socken gestrickt und dabei oft von ihrer Kindheit und Jugend erzählt.

An ihre Flucht aus ihrem Heimatort Werbass, dem heutigen Vrbass in Serbien, konnte sie sich besonders gut erinnern. Damals war sie zwanzig Jahre alt. Tief haben sich diese Erlebnisse in ihr Gedächtnis eingebrannt. Wäre sie damals nicht geflohen, hätte ihr Leben wohl eine ganz andere Wendung genommen.

Sie wollte diese Geschichte veröffentlichen, damit sie anderen Menschen Mut machen kann.

Abschied von der Heimat

Der letzte Zug

Es war Anfang Oktober 1944. Meine Tochter Gerda war gerade fünf Monate alt. Soldaten kamen am Nachmittag ins Dorf und forderten alle Alten und Mütter mit ihren Kindern dazu auf, die Flucht zu ergreifen. Ein Zug nach Deutschland stehe bereit. Weil die große Brücke über den Donaukanal gesprengt worden war, konnten die Soldaten, die aus dem Urlaub kamen, nicht zurück in ihre Einheit. Deshalb hatte der Zug in meinem Heimatort Werbass Halt gemacht, um Alte, Kranke, Mütter und Kinder mitzunehmen.

Meine Schwägerin Liesbeth, die Frau von meinem Bruder Willi, kam aufgeregt zu mir und bat mich, mitzukommen. Ihre Schwester würde auch mit ihren drei kleinen Kindern in diesen Zug einsteigen. Das Jüngste wollte meine Schwägerin als ihres ausgeben. Sonst hätte sie nicht mitgedurft. Zum Glück hat niemand kontrolliert. Abends sollte der Zug gegen 18 Uhr abfahren.

Es blieb nicht viel Zeit für den Abschied

Meine Eltern wollten nicht mit. Sie sagten, im Ersten Weltkrieg wären sie auch daheim geblieben und es wäre alles

gut gegangen. Mein Vater war schwerkrank. Er litt an einer Kriegsverletzung. Wir hätten ihn auf einen Mistkarren setzen müssen. Meine vier kleinen Geschwister waren auf dem Feld, zwei ältere Brüder an der Front. Ich hatte kein gutes Gefühl dabei, meine Eltern mit der ganzen Arbeit im Stich zu lassen. Der Mais musste geerntet werden. Aber ich wollte zu meinem Mann Jacob. Er lag in München schwer verwundet in einem Lazarett.

Ich hatte nicht viel zu packen, wir besaßen doch nichts. Einmal Wechselsachen und den guten Anzug für meinen Mann und ein Hemd. Jacob hatte ja nur seine Soldatenuniform. Meine einzige Jacke zog ich an. Wir waren zu Hause acht Kinder, eigentlich waren wir mal neun. Doch mein ältester Bruder kam als Zehnjähriger auf tragische Weise ums Leben.



Magdalena mit Baby Gerda

Seit einem Jahr wohnten wir alle bei meiner großen Schwester, die erst ein kleines Haus aus Lehmziegeln gebaut hatte. Alle hatten mitgeholfen. Es gab eine Stube und

eine Küche. Wir schliefen zu dritt in einem Bett. Doch es war unser erstes eigenes Zuhause. Sonst haben wir jedes Jahr bei anderen Herrschaften gewohnt und ihnen den Haushalt geführt.

Meine Mama musste arbeiten, mein Vater hatte ja diesen Bauchschuss aus dem Ersten Weltkrieg und konnte nur ab und zu als Tagelöhner etwas dazu verdienen. Von einer alten Nachbarin bekam ich ein Federbett und zwei Kopfkissen geschenkt. Ich sollte schön darauf aufpassen. Die Kissen leben heute noch. Das Federbett habe ich einer Enkelin gegeben.

Ich packte alles in den Kinderwagen, das Baby obendrauf. Der Abschied war sehr bewegend. Keiner ahnte jedoch, dass ich meinen Papa nie wiedersehen und von Mama und den Geschwistern viele Jahre lang kein Lebenszeichen erhalten würde. Mama konnte doch nicht lesen und schreiben. Sie hatte schon als Siebenjährige ihre Mama im Kindbett verloren. Deshalb musste sie die kleinen Geschwister versorgen und durfte nicht in die Schule gehen.

Wir hatten alle große Angst

Am Abend saßen meine Schwägerin, deren Schwester mit den drei Kindern und ich mit meinem Baby alle in einem Abteil. Wir standen noch lange am Bahnhof, ehe der Zug frühmorgens losfuhr. Gerda hielt ich die ganze Zeit ganz fest. Mein Vater hatte mir eingeschärft, sie niemals loszu-

lassen, damit sie mir keiner wegnehmen kann. Gerda war genau zu seinem Geburtstag am 5. Mai geboren. Darüber hatte er sich so gefreut. Und nun fuhr ich weg und er war doch so krank. Ich hielt Gerda stundenlang im Arm.

Meine Schwägerin lag mir in den Ohren, dass ich doch so nicht schlafen könnte. Also legte ich mein Kind hoch ins Gepäckfach. Doch wenig später bremste der Zug so stark, dass Gerda herausflog. Bloß gut, dass sie weich landete. Denn unten schliefen meine Schwägerin und deren Schwester. Niemals habe ich dann Gerda mehr aus meinen Armen gegeben. Ich war froh, dass ich sie stillen konnte. Sonst wäre sie womöglich verhungert. Gerda war artig. Ich weiß heute nicht mehr, wie ich sie eingewickelt habe. Das Rote Kreuz ging, glaube ich, herum und verteilte was.

Einmal blieb der Zug mitten auf freier Strecke stehen. Die Dampfloks schaffte es nicht, den Berg hochzufahren. Alle Soldaten mussten raus zum Schieben. Wir hatten große Angst, alle hatten immerzu Angst, denn es gab Angriffe auf den Zug. Die Stukas (Sturzkampfflugzeuge) kamen angeflogen und schossen einfach so wahllos von oben auf den Zug. Da gab es viele Tote, darunter waren auch viele Kinder und Babys.

Die Leute haben damals einfach die Toten rausgeworfen, auch die Babys. Das war furchtbar. Diese Bilder bekomme ich nicht mehr aus dem Kopf. Unser Waggon blieb glücklicherweise verschont.

In Wien konnten wir uns endlich einmal waschen. Gerda wurde gebadet und bekam neue Sachen. Vier Waggons wurden angehängt und auch eine weitere Dampflokomotive. Der Zug fuhr dann weiter nach Leipzig. Wir wollten aber nach Döbeln. Dort lebte eine Tante meiner Schwägerin.

Wir wurden liebevoll empfangen. Gerda und ich wohnten zuerst bei der Tante. Sie hatte ein kleines Haus und ein kleines Stück Land dazu. Die anderen wohnten bei den Eltern meiner Schwägerin.

Ins Behelfsheim zog ich dann mit dem Handwagen von Willis Schwiegereltern zu Weihnachten ein. Ich bekam ein Zimmer mit Küchenofen. Darin standen ein Bett, ein Hocker, ein Stuhl, ein Wickeltisch, eine Schüssel und eine Zinkbadewanne. Gelebt habe ich vom Soldgeld meines Mannes.

Erinnerungen

Jacob war meine große Liebe. Wir haben schon zusammen im Sandkasten gespielt. Er war vier Jahre älter als ich und mit meinen Brüdern Michael und Willi befreundet. Jacob ging bei meinen Eltern ein und aus. Daheim hatte er es nicht leicht, weil sein Vater ein ganz schöner Suffkopf war. Er hat das ganze Geld vertrunken.

Mein Vater war da ganz anders. Er war sehr liebevoll. Ich habe ihm immer beim Holzstapeln geholfen, denn ich wollte lieber draußen als drinnen bei der Mama arbeiten.



Jacob

An die Tanznachmittage denke ich gern zurück. Wir Mädchen saßen alle in einer Reihe und die Mütter hinter uns, um aufzupassen. Die Jungs haben dann immer eine nach der anderen aufgefordert. Ich hatte ja Jacob. Die Männer haben draußen gesessen und Weinschorle getrunken. Die Kapelle hat gespielt. Wir waren fröhlich und ausgelassen.

Um heiraten zu können, brauchten wir einen Ahnenpass. Wir haben damals, als Jacob Urlaub hatte, mit dem Fahrrad alle Dörfer abgeklappert, um die Unterlagen zusammen zu bekommen.

Doch dann wurde Jacob schwer verwundet. Sein ganzer Kiefer war zerschossen. Er hat nur um ein Haar überlebt. Viele Mädchen im Dorf dachten, dass ich ihn nun nicht mehr heiraten würde. Doch ich sagte: *„Ist mein Jacob denn ein anderer Mensch, nur weil er verwundet ist? Ich liebe ihn doch!“* Allerdings wollte ich nicht in der Kirche heiraten, aber der Pfarrer ließ das nicht zu.

Alle kamen zur Hochzeit, leider haben wir kein Bild gemacht. Als ich dann Gerda bekam, dachten die Leute, wie entstellt wohl das Baby aussehen würde. Dabei hatten sie Jacob doch auch vorher gekannt. Meine Hebamme verkündete nach der Geburt im ganzen Dorf, dass sie so ein hübsches Kind noch nie auf die Welt geholt hatte. Da waren diejenigen, die sich vorher die Mäuler zerrissen hatten, beschämt und ruhig. Jacob hat dann Urlaub bekommen und wir waren einige Tage glücklich.



Magdalena mit Baby Gerda, Jacob und Liesbeth

Die Babys waren unsere Schutzengel

Und nun lag mein Mann erneut im Lazarett. Um ihn endlich zu sehen, fuhr ich mit Gerda von Döbeln nach München. Das Federbett borgte ich inzwischen einer Frau mit vielen Kindern. Jacob war inzwischen 14-mal operiert worden. Sein ganzer Kiefer war zerschmettert. Er konnte kaum essen.

Als ich am Bahnhof in München ankam, war jedoch keiner da, um uns abzuholen. So blieb ich mit Gerda auf dem Bahnsteig und wartete. Ich hätte zum Hauptbahnhof fahren müssen, war zu zeitig ausgestiegen.

Schließlich fanden mich zwei Kameraden von Jacob und brachten mich zu ihm.

Wir suchten für Gerda und mich eine Bleibe, doch keiner wollte uns aufnehmen. Ich kam mir vor wie Maria, die

auch keiner aufnehmen wollte. Die Leute können hart sein. Bei einer Flüchtlingsfamilie mit vielen Kindern kam ich schließlich unter. Sie hatten selbst nichts, doch sie teilten. Das ist ja immer so. Die Armen geben noch ihr letztes Hemd weg.

Als dann eine Familie auszog, bekam ich ein Zimmer in der Nähe des Hauptbahnhofs. Dort stellte man mir eine Nähmaschine hinein. Ich sollte Herrengeldebörsen nähen. Doch dazu kam ich nicht. Denn Tag und Nacht wurde bombardiert. Wir saßen immer nur im Luftschutzkeller. Es waren viele alte Leute und noch eine Frau mit Baby. Die Leute sagten, dass die Babys Gottes Schutz haben und beteten, wenn die Bomben fielen. Ich kann heute noch kein Hochhaus mehr betreten. Da kommen die schlimmen Erinnerungen wieder hoch.

Einmal war ein Onkel von Jacob zu Besuch. Der zitterte bei einem Angriff am ganzen Leib und sagte, dass es ja hier schlimmer wäre als an der Front. Nie wieder wollte er zu uns nach München kommen.

Da es zu gefährlich wurde, beschloss ich nach Döbeln zurückzufahren. Dort waren wir ja sicherer. Da gab es keine Bombenangriffe. Auch die andere Frau mit dem Baby reiste ab. Jacob hat mir dann erzählt, dass in der kommenden Nacht das Haus, in dem wir untergekommen waren, von einer Bombe getroffen wurde und völlig ausbrannte. Die Babys waren eben doch unsere Schutzengel.

Neuanfang als Neubauern

Als Frieden war, kam Jacob nach Hause. In Döbeln wurde er nochmals am Kiefer operiert, sodass er besser essen konnte. Wir standen vor der Entscheidung, auf dem Feld zu arbeiten oder nach Hause geschickt zu werden, nach Werbass. Dort waren keine Deutschen mehr. Es wäre gar nicht gegangen, aber damals haben wir es geglaubt.

Da der Bauer verschwunden war, kamen wir auf einem Gut unter. Jacob musste das Vieh versorgen. Doch er durfte nicht einmal eine Birne aufheben. Als er es mal gemacht hat, kam ein russischer Offizier und wollte ihn auf die Kommandantur schleppen. Ich dachte, ich sehe ihn nicht wieder. Auf halber Strecke kehrte der Offizier wieder um. Er wollte Jacob bloß einen Schrecken einjagen.

Damals hatten wir zu dritt in einer kleinen Kammer geschlafen und auf dem Fensterbrett gegessen. Dann hat man der Bauersfrau in der Nacht alle Kühe weggeschleppt, über 100 Tiere. Jacob stand plötzlich ohne Arbeit da.

Wir erhielten, als auch die Bäuerin weggezogen war, das alte Gehöft mit Stall. Jacob bekam 1947 das Angebot, Neubauer zu werden. Er freute sich sehr, denn er wollte immer schon sein eigenes Feld bewirtschaften. Gehungert haben wir nicht. Von der Ernte mussten wir jedoch viel abgeben.

So nach und nach haben wir uns hochgearbeitet und eingerichtet. Vier weitere Kinder kamen auf die Welt. Es gab immer viel zu tun. Zuerst wollte Jacob gar nicht in die Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft (LPG) eintreten. Später hatte er dann dort seinen eigenen Kuhstall und wurde sogar für seine gute Arbeit ausgezeichnet. Da war er stolz drauf.

Wenn ich zurückdenke, lebe ich jetzt wie eine Königin. Wir hatten damals wenig und waren zufrieden. Heute haben die Menschen viel und sind unzufrieden.

Immer noch denke ich daran, was passiert wäre, wenn ich daheim geblieben und nicht in diesen letzten Zug nach Deutschland gestiegen wäre.



Meine Familie hatte ein schweres Schicksal

Meine Mama und die 4 kleinen Geschwister kamen ins Lager. Mama musste für alle kochen. Die Jungs waren von den Mädchen getrennt. Meine große Schwester war mit dem 3. Kind schwanger und musste mit ihren beiden klei-

nen Kindern auch ins Lager. Dort hatte sie nach der Geburt keine Milch und ihr Baby ist verhungert. Das hat sie nie verwunden. Es ist ungerecht und grausam. Meine Cousine wurde nach Sibirien verschleppt. Ihr Baby, es war genau so alt wie Gerda, wurde ihr einfach weggenommen. Keiner weiß, was mit ihr und dem Kind passiert ist.

Meine Schwiegermutter haben sie im Lager erschlagen, weil sie sich geweigert hatte, aus einem Schweinetrog zu essen. Sie war 53 Jahre alt. Der Schwiegervater wollte nach Wien und ist dort umgekommen. Mein Papa ist leider drei Monate nach meiner Flucht daheim an seiner Krankheit gestorben. Man hatte doch kein Geld für einen Arzt.

Auch Tante und Onkel sind mit dem Pferdefuhrwerk geflohen. Sie hatten zwei Kinder. Das Mädchen wurde auf der Flucht von einem Kampfflieger getroffen und starb in den Armen ihrer Mutter. Krieg ist einfach grausam. Meine Mutter und die kleinen Geschwister kamen dann alle in den Fünfzigern nach Westdeutschland. Wir zwei Geschwister im Osten hatten wenig Kontakt zu ihnen.

Mein Lieblingsbruder Michael war lange vermisst. Er war noch einmal in Döbeln zu Besuch und musste zurück zu seiner Einheit nach Berlin. Dort ist er gefallen. Erst kürzlich haben mein Sohn und meine Schwiegertochter im Internet zufällig seinen Namen auf einem Gedenkstein entdeckt. Hätte er sich bei uns versteckt, wäre er vielleicht am Leben geblieben.

Er war zum Schluss als Melder eingesetzt worden. Von der Zeit im Lager haben meine Mama und die kleinen Geschwister später kaum erzählt. Es war wohl zu schlimm und es musste weitergehen. Ich durfte sie ja kaum sehen, weil die Grenze dazwischen war. Nicht einmal zur Beerdigung meiner Mama hatte ich fahren dürfen. Mein Bruder Willi durfte. Dabei wäre ich nie drüben in Westdeutschland geblieben. Ich hätte doch Jacob und meine Kinder niemals im Stich gelassen.

Manchmal denke ich, dass meine Eltern und Geschwister in diesen letzten Zug hätten einsteigen sollen. Es wäre ihnen wohl viel erspart geblieben. Doch das konnte ja keiner wissen.

Schicksalsschläge

Große Schicksalsschläge mussten wir auch selbst durchstehen. Unser ältester Sohn Jacob wurde von einem Zug überrollt. Damals war er gerade einmal 23 Jahre alt und keiner weiß, wie das passieren konnte. Er war mit seinen Kumpels im Bürgergarten feiern und kam nicht wieder. Seine Brieftasche mit dem Geld war auch geklaut worden.

Der Fall wurde ungeklärt zu den Akten gelegt und ich denke immer noch, dass er noch leben könnte, wenn er damals auf mich gehört hätte und nicht mit ausgegangen wäre. Er war doch gerade erst von der Montage nach Hause gekommen.

Auch unser Sohn Peter starb mit 53 Jahren an einer Krankheit. Er hat mir, als ich krank war, sehr geholfen und ich vermisse ihn bis heute sehr.

Unsere Tochter Gisela musste erst vor wenigen Monaten von mir gehen. Damit hat nun wirklich keiner gerechnet. Sie verstarb völlig unerwartet nach einer Operation und wurde nur 70 Jahre alt. Es ist schwer, als Mutter seine Kinder zu verlieren. Das ist das Schlimmste überhaupt. Wenn man aber so alt wird, wie ich, muss man das wohl ertragen.

Wunsch

Ich bete dafür, dass alle gesund bleiben und nie wieder ein Krieg kommt. Warum können sich die Menschen nicht einfach vertragen? In Werbass haben so viele Nationen vor dem Zweiten Weltkrieg friedlich miteinander gelebt und dann waren sie plötzlich verfeindet. Dabei sollten doch alle Menschen wie Brüder und Schwestern zueinander sein.

Ich denke oft an die Menschen, die heute auf der Flucht sind. Ich kann das nachempfinden. Wir hatten auch nichts und waren froh, dass man uns geholfen hat. So wie wir heute leben, geht es uns doch gut. Ich bin zufrieden, wenn ich meine Kinder und Kindeskinde um mich habe und nicht ins Pflegeheim muss. Nur müssten meine Enkel und Urenkel mehr Zeit haben, um mich öfter besuchen zu können. Leider wohnen fast alle viel zu weit weg.

Ursula war erst fünf Jahre alt, als sich ihre Mutti 1945 mit vier Kindern aus Danzig auf die Flucht ins Unge-
wisse begab. Heute kann sie sich an die Fahrt mit dem
Schiff nicht mehr genau erinnern. Doch was geblieben ist,
ist die Dankbarkeit an ihre Mutter. Denn sie sprang da-
mals nicht wie viele Verzweifelte in die Ostsee, sondern
entschied sich für das Leben und damit für eine Zukunft
ihrer Kinder.

Mit ihrer Geschichte will Ursula zeigen, dass es immer
weitergeht, selbst wenn man alles verloren hat. Sie möchte
auch ein Andenken an ihre Mutti setzen.

Mit dem Schiff ins Ungewisse

Mit vier Kindern auf der Flucht

An die schweren Bombenangriffe kann ich mich noch erinnern. Es gab ständig Fliegeralarm und wir mussten in den Luftschutzbunker. Einmal sah ich ein totes Pferd auf der Straße liegen. Dass ich das Bild noch heute vor Augen habe, wundert mich. Viel schlimmere Bilder habe ich wahrscheinlich verdrängt und tief in meinem Gedächtnis vergraben. Es wäre zu schrecklich, sich daran zu erinnern.

Wir wohnten in Danzig. Mein Vater war Glasermeister und hatte eine eigene Werkstatt. Er musste an die Front und galt als vermisst, sodass meine Mutter mit uns ganz alleine dastand. Auf unser Haus war eine Bombe gefallen. So hatten wir nur noch wenige Sachen. Doch auf dem Schiff, das uns in Sicherheit bringen sollte, wurden wir sogar noch unserer verbliebenen Habseligkeiten beraubt. Immerhin hatte meine Mutter das Stammbuch gerettet, weil sie es bei sich trug. Sie war damals 32 Jahre alt.

Ich kann mich kaum hineindenken in das unvorstellbare Leid. Sie hat mir mehrmals davon erzählt und davon berichtet, dass viele Flüchtlinge damals einfach vom Schiff in die Ostsee sprangen. Sie nahmen sich das Leben und rissen aus lauter Verzweiflung sogar ihre Kinder mit in

den Tod. Meine Mutti hatte auch darüber nachgedacht, einfach mit uns an der Hand ins Wasser zu springen. Das hat sie mir oft erzählt. Sie tat es nicht, sonst wäre ich ja nicht mehr hier. Ich kann ihr für ihren Lebensmut nicht genug danken, denn es ist eine schwere Aufgabe, vier Kinder völlig allein und mittellos durchzubringen.

Nach unserer Ankunft begann eine Odyssee, bis wir wieder eine neue Heimat fanden. Ich erinnere mich, dass wir gelaufen und gelaufen sind, die Nächte bei Bauern in der Scheune verbrachten und manchmal sogar etwas zu Essen bekamen. Unser Ziel war das Umland von Leipzig. Hier lebte eine Schwester meiner Mutter. Im Sommer, ich glaube im August 1945, kamen wir dort endlich an.

Wir bekamen dann eine Wohnung in Rackwitz bei Delitzsch. Es gab einen Raum, Küche und Außentoilette. Mutti erhielt Arbeit in einem Werk. Wir schliefen auf Strohsäcken, ich mit meiner Mutti. Die Jungs schliefen zusammen. Unser ganzes Mobiliar war ein Metallspind. Doch das Leben musste weitergehen. Und es ging weiter.

Igelitschuhe gewonnen

Ich wurde eingeschult. An eine Zuckertüte war nicht zu denken. Immerhin gab es Wertmarken für Zuckerzeug. Ich erinnere mich, dass einmal ein Bonbon auf der Straße lag und ich es nicht aufhob, obwohl es eingewickelt war. Denn ich dachte, es wäre vergiftet.

Mein Vertrauen hatte ich wohl verloren.

Ich besaß auch keinen Ranzen. Immer wenn mein Bruder aus der Schule kam, packte ich meine Sachen, das heißt die Schiefertafel, in seinen Ranzen und zog los. Meine Mutti hatte uns aus alten Arbeitshandschuhen aus dem Werk, in dem sie arbeitete, Schuhe genäht, damit wir im Winter nicht barfuß laufen mussten.

Einmal wurden in unserer Klasse Igelitschuhe verlost, sechs Paar gab es für über 30 Kinder im Lostopf. Und ich hatte Glück und bekam welche. Da war ich übergücklich. Ich erinnere mich auch, dass mir einmal eine Frau aus dem Dorf eine Mütze aus schwarzem Samt genäht hat. Es gab wirklich liebe Menschen, die uns geholfen haben. Später sind wir dann in eine größere Wohnung gezogen und es ging aufwärts. Ich habe Freunde gefunden. Wir haben zusammen viel auf der Straße gespielt.

Schicksalsschlag

Aber dann kam ein großer Schicksalstag. Mein Bruder Werner, nur ein Jahr jünger als ich und in der Lehre, erkrankte mit 17 Jahren an Kinderlähmung. Er schaffte es nicht, obwohl er in der Eisernen Lunge lag und verstarb. Seine Atmung versagte. Wir mussten ihn in einem Zinksarg beerdigen. Das war unbegreiflich.

Ich hatte mich wohl auch angesteckt und wurde ebenfalls sehr krank. Es war wie eine schwere Grippe. Doch ich erholte mich wieder.

Ich schloss die Lehre zur Textilfacharbeiterin ab und bin später zur Post gegangen. Erst viel später, als ich meine beiden Söhnen hatte, konnte ich nachempfinden, was es für meine Mutti bedeutet hat, mit vier kleinen Kindern ins Ungewisse zu fliehen und dann noch ein Kind durch eine Krankheit zu verlieren.

Mein Bruder war immer sehr sportlich gewesen, hatte sogar an Radrennen teilgenommen. Es war unvorstellbar, dass er nun tot war. Doch er bleibt unvergessen. Ich habe ein Foto von ihm eingerahmt und denke oft an ihn.

Leider konnte mein Bruder auch seine Oma Minna nicht mehr kennenlernen. Ich selbst habe meine Oma, die Mutter meines Vaters, erst mit 19 Jahren sehen können, nachdem sie uns über einen Suchdienst gefunden hatte. Sie wohnte damals in Nordhausen, im Sperrgebiet. Da durfte man auch nicht einfach so hinreisen. Oma stammte aus Königsberg und hatte beide Söhne im Krieg verloren.

Dass mein Vater gefallen war, erfuhren wir ja erst in den sechziger Jahren. Leider wurde meine Oma Minna nur 70 Jahre alt. Es war also nicht viel Zeit zum Kennenlernen, aber immerhin haben wir uns ein paarmal getroffen. Auch meine Mutti verlor ich früh. Sie wurde gerade einmal 55 Jahre alt.

Durch die Heirat bin ich 1963 nach Lößnitz gezogen, wo ich jetzt nach dem Tod meines Mannes alleine lebe.

Ich erhalte viel Hilfe durch meine beiden Söhne und den Pflegedienst. Für die Unterstützung bin ich dankbar.

Wunsch

Ich möchte, solange es geht, in meiner Wohnung leben. Aber ich besuche dreimal die Woche eine Tagespflege, um unter Leute zu kommen. Wir kochen und backen, spielen Rommé oder andere Gesellschaftsspiele, werden dort gut bekocht und können uns entspannen. Das möchte ich nicht vermissen. Für meine Familie wünsche ich mir, dass alle gesund bleiben.

Werner, Jahrgang 1936, sprang schon als kleiner Junge durch seinen Übermut einige Male dem Tod von der Schippe. Er wurde im Luftschutzbunker verschüttet und mit seiner Familie ausgebombt. Trotzdem schaffte er es, nicht an den schrecklichen Erlebnissen zu zerbrechen, sondern sich Humor, Zuversicht, Wissensdurst und die Erinnerung an schöne Erlebnisse zu bewahren. Heute lebt er mit seiner Frau und den Kindern in Dresden. Mit einigen seiner Erinnerungsgeschichten will auch er nachfolgende Generationen daran erinnern, nie den Mut zum Leben aufzugeben.

Als Junge durch die Wirren des Krieges

Verschüttet im Luftschutzbunker

Unsere neue Wohnung lag im hinteren Drittel der Frankfurter Allee im 1. Stock eines schönen Eckhauses. Man konnte merken, dass sich nun das Einkommen meiner Eltern durch die Mitarbeit meiner Mutter spürbar verbessert hatte.

Sie war inzwischen leitende Krankenschwester und hatte mich schon als kleinen Jungen zu ihren verschiedenen Einsätzen in Süddeutschland mitgenommen. Mein Vater arbeitete in einem Rüstungsbetrieb und wurde so nicht zur Wehrmacht eingezogen.



Als es 1942 vermehrte Luftangriffe gab, beschloss Berlin, die im Zentrum wohnenden Schüler turnusmäßig jeweils für eine Nacht in den neu gebauten Luftschutzbunkern unterzubringen. Und so fuhren wir eines Abends in einer Sonderstraßenbahn zu dem Bunker im Humboldthain.

Dort war bereits die Notbeleuchtung an. Wir konnten in den weitläufigen Gängen kaum etwas sehen. Zu allem Übel verbannte man mich kleinen Knopf in den dritten Stock der Notbetten. Als ich nachts raus musste, weckte ich natürlich die ganze Besatzung und das gleich zweimal. Da kam vielleicht Freude auf. Aber wir waren für zwölf Stunden sicher!

Als die Bombenangriffe zunahmen, verbrachte ich gefühlt jede Nacht im Luftschutzbunker. In einer lauen Julinacht 1943 saß ich auch mit meinen Eltern wieder im Keller unseres Hauses. Da traf uns eine 250 kg Bombe der Briten. Die Explosion schüttelte uns gewaltig durch. Das Licht ging aus und wir konnten vor Staub nicht mehr atmen. Trotzdem brachten es einige fertig, fürchterlich zu schreien. Möglicherweise war ich auch dabei. In diesem Chaos konnte sich niemand mehr kontrollieren! Ich war froh, dass meine Eltern da waren. Nach einiger Zeit wurde es ganz still.

Der Luftschutzwart knipste vergeblich die Notbeleuchtung an. Dann nahm er seine Taschenlampe und suchte den Ausgang. Er musste jedoch feststellen, dass wir verschüttet waren. Es folgten nun stundenlange Versuche der Erwachsenen, den Ausgang freizulegen. Vergeblich! Erst gegen Mittag kamen uns endlich Rettungsmannschaften zu Hilfe.

Als ich auf die Straße kam, war von unserem Haus nur noch eine Ruine übrig. Die Bombe hatte drei Stockwerke



durchschlagen und war im 1. Stock explodiert. Von unserer Wohnung war fast nichts mehr übrig. Sie war ohne Wände. Doch ein Teil der Möbel war noch zu erkennen.

Rettung der Schnellzugeisenbahn

Bevor mich jemand halten konnte, kroch ich, klein und wendig wie ich war, unter der Absperrung durch und kämpfte mich die Treppe hoch. Ich war voller Willen, meine Schnellzugeisenbahn zu retten. Ich hatte sie zum 6. Geburtstag geschenkt bekommen. Wie durch ein Wunder lag sie noch unversehrt im Karton. Ein Mann war mir gefolgt, um mich aus der Ruine rauszuholen. Natürlich musste ich mir von ihm ein Donnerwetter anhören. Doch er ließ mich den Karton mit meiner geliebten Eisenbahn mitnehmen. Weitere Sachen konnten wir wegen der Einsturzgefahr nicht mehr in Sicherheit bringen. Mit einem Schlag hatten wir alles verloren. Wir waren ausgebombt und wohnungslos.

Angst vor den Bombern

Meine Eltern kamen beide aus der Wandervogelbewegung. Unser Standardquartier war ein Bauernhof in Lanke bei Bernau. Dort gab uns einer der Bauern Notunterkunft. Ich musste nun in die Dorfschule gehen. Unser Lehrer war im Ersten Weltkrieg Unteroffizier und nahm oft den Knüttel, um uns zu erziehen. Den Schmerz konnte man allerdings durch geschickte Polsterung der Hose mildern.

Immerhin waren wir nun nicht mehr unmittelbar im Einzugsbereich des Bombenhagels. Doch eines Nachts gab es erneut einen Großangriff gegen Berlin. Diesmal jedoch konnten wir uns die heftige Luftschlacht aus sicherer Entfernung ansehen. Es gab Zonen über Berlin, dort dominierten die Flak-Scheinwerfer am Himmel, während in anderen Zonen die Nachtjäger aus allen Rohren feuerten. Wenn sie trafen, gab es eine gewaltige Explosion.

Einmal kam ein riesiger Feuerball, immer schneller werdend, genau auf mich zu. Je näher er kam, umso stärker wurde ein schriller Heulton. Ich hatte das Verlangen, in die Erde zu versinken. Meine Angst wuchs von Sekunde zu Sekunde. Dann erfolgte der Einschlag. Ich atmete auf. Der abgestürzte Bomber hatte uns nicht getroffen. Wir konnten nur seine rauchenden Trümmer tief im Wald erkennen. Insgesamt 19 Bomber wurden so aus 6000 Meter Höhe abgeschossen und jedes Mal hatte ich unheimliche Angst, getroffen zu werden.

Bis meine Mutter der Einladung ihrer Eltern ins schlesische Greiffenberg (dem heutigen Gryfów Śląski) folgen konnte, dauerte es einige Wochen. Als wir aufbrachen, zog mein Vater nicht mit. Er wurde in der Fabrik gebraucht.

Lebensretter

Bei Oma und Opa verlebte ich die schönsten Jahre meiner Kindheit und lernte Gerd kennen. Obwohl er zwei Jahre älter war, verstanden wir uns sofort. Er stammte auch aus Berlin und wohnte ebenfalls bei seinen Großeltern.

Wir bauten zum Beispiel am Ufer des Queis im knöcheltiefen Wasser eine Hafenanlage und spielten mit meiner Eisenbahn und seinen Schiffen. Einige Zinnsoldaten fanden sich auch und schon konnten gewaltige Verlademanöver beginnen, die uns etliche Tage beschäftigten. Wir bastelten stundenlang Flugzugmodelle aus Papierschneidebögen und hatten im Winter viel Spaß beim Rodeln.

Hinter der Brücke zur Stadt gab es einen Hang hinunter zum Fluss. Gerd fuhr zuerst mit seinem Schlitten und kam einige Meter vor dem Hochwasser führenden Queis zum Stehen. „*Keine Gefahr!*“, rief er und schon schmiss ich mich auf den Bauch und raste mit hoher Geschwindigkeit den Hang hinab. Trotz Vollbremsung flog ich in hohem Bogen in den Fluss. Obwohl ich für mein Alter ganz gut schwimmen konnte, riss mich der Fluss mit sich fort, den Schlitten ebenso.

Gerd rannte geistesgegenwärtig am Ufer nebenher und wartete auf eine günstige Gelegenheit, um mir zu helfen. Langsam wurde meine Kleidung schwer. Das eisige Wasser drohte mich zu lähmen. Mit letzter Kraft gelang es mir, dem Ufer etwas näher zu kommen.

Diesen Moment nutzte Gerd aus. Er watete bis zur Hüfte ins Wasser, streckte seine Hand aus, bekam meine Hand zu fassen und zog mich an Land. Damit rettete er mir das Leben

Tränenreicher Abschied und Umzug

Im Februar 1945 begann die „Rote Armee“ von der Oder her eine Offensive in Richtung Mitteldeutschland zu starten. Blitzartig wurde die Bevölkerung aus den betroffenen Gebieten evakuiert. Ununterbrochen rollten die Flüchtlingszüge durch den Bahnhof von Greiffenberg. Auch Oma und Opa wurden aufgefordert, sich am Bahnhof einzufinden.

Tränenreich verabschiedeten sie sich von uns und ihrem schönen Haus, dem Ergebnis ihres Lebenswerks. Sie mussten es verlassen und meldeten sich im März 1945 aus dem niedersächsischen Springe / Deister. Dort waren sie in einem Heim untergekommen. Doch ihr Haus sollten sie niemals wiedersehen.

Innerhalb weniger Tage veränderte sich Greiffenberg bis zur Unkenntlichkeit: aufgerissene Straßen, ausgehobene Stellungen für Panzer und Gefechtsfahrzeuge in den

Grundstücken und viele Soldaten prägten das Stadtbild. Besonders traurig war auch der Abschied von meiner verehrten Lehrerin. Sie war eine wunderbare Frau, gütig, verständnisvoll aber zugleich fordernd und gerecht. Sie schaffte es, in mir die Freude am Lernen zu wecken und war das ganze Gegenteil von meiner ersten Lehrerin aus Berlin, einer alten Jungfer, die niemals lachte, dafür aber gern kleine Jungs mit dem Rohrstock traktierte.

Doch nun zog meine geliebte Lehrerin einfach in einem Treck mit einem voll beladenen Handwagen aus der Stadt hinaus. Ich kann dieses Bild bis heute nicht vergessen. Traurig winkten wir uns ein letztes Mal zu.

Umzug ins Sanatorium

Plötzlich war alles anders. In Opas und Omas Haus zog ein Bataillonsgefechtsstand ein. Meine Mutter wurde einem Stabsarzt als Oberschwester zugeteilt. Dieser Doktor besaß in Bad Flinsberg ein Sanatorium, das in ein Reserve-lazarett umgewandelt wurde. Das Radiumbad im Isergebirge lag malerisch eingebettet zwischen drei Bergen. Wir wurden in einem Zimmer des wunderschönen Sanatoriums einquartiert.

Schon am nächsten Tag ging ich ins Unterdorf in die Schule. Der Unterricht wurde wegen der Kriegssereignisse verkürzt durchgeführt, sodass wir viel Freizeit hatten. Bald erreichte uns die aus unserer damaligen Sicht gute Nachricht, dass die Offensive der „Roten Armee“ vor Lauban

gestoppt werden konnte und die Gegenoffensive in Richtung Oder erfolgreich verlief.

Da gab es für mich kein Halten mehr. Ich machte mich allein auf den Weg nach Greiffenberg. Dort angekommen, klingelte ich gleich bei Müllers, um nach meinem Freund Gerd zu fragen. Leider war niemand mehr zu Hause. Trotz intensiver Suche habe ich meinen Freund bis heute nicht wiedergefunden.

Als ich im Haus der Großeltern ankam, empfingen mich die Soldaten des Gefechtsstandes freundlich und gaben mir zu essen. Ich durfte mich frei bewegen und inspizierte natürlich zuerst den Weinkeller, mit dem zu erwartenden Ergebnis: Er war leer. Aber ich gab nicht auf und legte mich auf den Bauch. Und richtig – unter dem Sofa, versteckt hinter den Fransen, entdeckte ich ein Glas Stachelbeeren. Glücklicherweise ließ ich meine wertvolle Beute in der Tasche verschwinden.

In meinem Zimmer spielte ich noch ein wenig mit meiner Eisenbahn und den Flugzeugmodellen, aber es wollte keine rechte Freude aufkommen. Es sollte das letzte Mal sein, dass ich meine Spielsachen sehen konnte.

Ich steckte mir noch das Buch *„Vom Schiffsjungen zum Fallschirmjägergeneral“* ein, das erste Buch, das ich als Siebenjähriger zu lesen angefangen hatte. Ich sollte es nicht zu Ende lesen können.

Alarm im Lazarett

Am 3. Mai 1945 gab es gegen Mitternacht Alarm im Lazarett! Eine Marschkolonne wurde zusammengestellt. Meine Mutter musste auf einem Lkw mitfahren, während ich es mir auf einem Panjewagen bequem machen durfte. Da es trotz einiger Decken sehr hart unter mir war, trieb mich die Neugier zum Nachschauen. Die Überraschung hätte nicht größer sein können, denn ich lag auf lauter Panzerfäusten!

Unser Marsch führte über den Isergebirgskamm. Gegen Morgen wand sich die Kolonne über Serpentinaen nach Tannwald. Auf dem Bahnhof boten brennende Lokomotiven ein schaurig schönes Bild.

Meine Mutter sorgte sich, dass wir unter Umständen getrennt werden könnten. Sie sprach deshalb mit dem Stabsarzt, als neben ihnen ein Lkw „Horch“ der Luftwaffe hielt. Ein Offizier bot meiner Mutter an, mitzufahren, da sie dringend eine Krankenschwester benötigten. Der Stabsarzt war einverstanden. Meine Mutter stieg vorne ein, ich kam auf die Ladefläche.

Da die russische Armee von Osten her auf das böhmische Melnik stieß, galt es, unbedingt zuvor über die Moldau zu kommen. Deshalb rasten wir über Stock und Stein, nahmen Zäune und Sträucher mit, auch Gräben waren kein Hindernis.

Aber es half alles nichts. Mitten auf der Moldaubrücke stand ein russischer Panzer. Unsere Soldaten wurden entwaffnet, der Krieg war für uns zu Ende.

Nachdem die gesunden Soldaten in die Gefangenschaft abgeführt wurden, verhandelten Russen und Tschechen über die Verwundeten. Offenbar wollte sie keiner versorgen. Sie waren für jede Seite ein Klotz am Bein. So kam es, dass der Stabsarzt beauftragt wurde, die Verwundeten zur US-Armee zu bringen. Dafür erhielt er einen Pkw, einen klapprigen Lkw und einige Kanister Sprit. Außerdem erkämpfte er sich eine Krankenschwester – meine Mutter.

Plünderer holen sich Opas Taschenuhr

Noch am gleichen Nachmittag ging der Transport ab in Richtung Westen. Ich saß zwischen Verwundeten und Sterbenden auf der Ladefläche. Plötzlich blieben wir stehen und der Fahrer hupte wie wild. Der Sprit war alle. Der Pkw, in dem der Stabsarzt saß, fuhr weiter und kam auch nicht zurück, als längst zu bemerken war, dass wir stehen geblieben waren. So viel zum Ethos des Herrn Stabsarztes. Nun standen wir mutterseelenallein am Straßenrand.

Meine Mutter versorgte die Verwundeten und leistete den Sterbenden Beistand. Als es dunkel wurde, kam uns eine Panzerkolonne entgegen. Die ersten kamen noch gut an uns vorbei, aber dann scherte ein Panzer aus und schob uns in den Graben. Zum Glück passierte nicht viel. Nur ein paar Tote rutschten durcheinander.

Etwas später bekamen wir Besuch von tschechischen Plünderern, die sich sehr über Opas silberne Taschenuhr freuten. Ich freute mich auch, musste ich doch nicht mehr so schwer tragen.

Am nächsten Morgen trennten wir uns schweren Herzens von den Toten. Meine Mutter versorgte noch einmal die Sterbenden, der Rest machte sich unter Führung eines Leutnants auf den Weg in die nächste Stadt: Lauen (Louny). Was wir damals nicht wissen konnten: wir befanden uns mitten im Gebiet der paramilitärischen tschechischen Revolutionsgarden, die plündernd und mordend Jagd auf Sudetendeutsche machten.

Rettung in letzter Sekunde

Unser kleines Häuflein schleppte sich unter sengender Sonne mühsam dahin. Als ich mal in die Büsche musste, fand ich eine geladene Pistole 08 samt Tasche und Gurt. Freudestrahlend rannte ich damit zu meiner Mutter. Sie knallte mir eine und warf die Pistole wieder in die Büsche. Damit hatte sie uns wohl allen das Leben gerettet. Nicht auszudenken, wenn Russen oder Tschechen die Waffe bei einer entwaffneten Gruppe gefunden hätten.

Plötzlich kam ein Jeep um die Kurve gebraust und fuhr in Schlangenlinie auf uns zu. Uns blieb das Herz fast stehen. Der Jeep raste in eine kleine Gruppe von Zivilisten und richtete ein Blutbad an.

Am Steuer saß ein offensichtlich stark betrunkenener russischer Offizier. Unsere bewaffneten Aufseher trieben uns jedoch schnell weiter.

In Lauen wurden wir auf den Marktplatz gedrängt, wo schon viele Gefangene Aufstellung genommen hatten. Hinter uns befand sich eine hohe Mauer und vor uns fuhr ein Jeep der tschechischen Revolutionsgarden auf und brachte ein Maschinengewehr in Stellung.

Ich dachte mir als Kind nichts dabei und bin meiner Mutter heute noch dankbar, dass sie mich ihre Angst nicht spüren ließ. Die neben uns stehenden Soldaten flüsterten uns zu, dass wir uns schnell fallen lassen sollten, wenn das Maschinengewehr anfängt zu schießen.

In diesem Moment hörten wir ein lautes Brummen: Das war unsere Rettung in letzter Sekunde. Panzer rollten auf den Marktplatz, russische Soldaten sprangen heraus und vertrieben die Tschechen. Einer von ihnen kam auf mich zu und sagte: „*iz domu*“ Ein Soldat übersetzte das sinngemäß mit: „*Du kannst nach Hause Junge.*“

Wieder einmal war ich, diesmal mit vielen anderen, dem sicheren Tod von der Schippe gesprungen. Richtig begriffen habe ich das erst nach der deutschen Wiedervereinigung, als die ersten Meldungen über Massaker an deutschen Gefangenen, Frauen und Kindern offiziell veröffentlicht wurden.

Nach unserer Rettung wurden die Gefangenen durch russische Soldaten in ein Lager gebracht, während wir in Postelberg in einer leeren Wohnung einquartiert wurden.

Zwei Tage später wurden wir auf offene Kohlewagen verfrachtet und bis Zittau transportiert. Die Weiterfahrt nach Görlitz war wegen gesprengter Brücken nicht möglich. Also hieß es, sich zu Fuß durchzuschlagen.

Wir fanden nach einem anstrengenden Tagesmarsch bei sehr netten Menschen eine Unterkunft und brachen am Morgen zur letzten Etappe auf. Zur Marscherleichterung ließ meine Mutter das schwere Gepäck zurück. In einigen Tagen wollten wir es wieder abholen. Aber daraus wurde nichts mehr, denn der Ort gehörte nun zu Polen.

Aufstieg zum Pflegehelfer

In Görlitz angekommen, fand meine Mutter sofort Anstellung als Stationsschwester der Kinderstation in der Klinik am Konsulplatz. Da die Umgebung von Görlitz stark vermint war, liefen immer wieder auch Kinder auf diese heimtückischen Kampfmittel und wurden mit entsetzlichen Verwundungen eingeliefert. Auf Station herrschte deshalb großer Mangel an Pflegekräften.

Meine Mutter fragte mich daher, ob ich nicht Lust hätte, auf Station zu helfen. Natürlich hatte ich Lust. So wurde ich mit neun Jahren wohl der jüngste Pflegehelfer der Klinik. Die Palette meiner Aufgaben reichte vom Tragen der

Eimer über das Wegbringen und Säubern der Schieber bis zum Aufwickeln der gewaschenen Binden mit Hilfe einer festgeschraubten Bindenwickelmaschine.

Meine Mutter bekam sofort ein schönes möbliertes Zimmer gleich gegenüber der Klinik. Im September ging die Schule wieder los. Ich wurde ohne weiteres in die vierte Klasse übernommen. Da fiel es meiner Mutter ein, zur Familie ihres Halbbruders Paul nach Saara, einem kleinen Nest bei Altenburg, zu ziehen.

Asyl bei Onkel Pauls Familie

Dort angekommen, blieb uns keine andere Wahl, als bei Onkel Pauls Familie um Asyl zu bitten. Tante Hilde, ihre Mutter, drei Kinder, darunter Baby Helga, hausten in einem zirka 20 Quadratmeter großen Stallgelass auf fünf Strohsäcken. Ein Kanonenöfchen diente sowohl als unzureichender Wärmespender als auch zum Kochen.

Man kann sich bildlich die große Freude der lieben Verwandten vorstellen, eine Stiefschwägerin samt Anhang in ihrem „Palast“ aufzunehmen. Aber es half alles nichts – da mussten wir durch. Der Bauer stellte großzügig zwei weitere Strohsäcke zur Verfügung und alle mussten sich eben ein wenig dünner machen.

Onkel Paul war glücklicherweise nicht in Gefangenschaft geraten und wurde auf Grund seines vor dem Krieg begonnenen Medizinstudiums als Feldscher (Wundarzt) in einer Polizeieinheit eingestellt. Meine Mutter wurde von

einem kommunalen Verbund als Gemeindeschwester für 13 Gemeinden eingesetzt. Die Gemeinden lagen im Umkreis von 10 Kilometern. Das schmale Salär betrug 80 Mark im Monat. Da ein Fahrrad nicht aufzutreiben war, bestand ihre Tätigkeit in erster Linie aus Laufarbeit. Oft kam meine Mutter erst spätabends nach Hause.

Aber der Gemeindeverband besorgte eine Wohnung für sie und mich. Sie befand sich in einem kleinen Häuschen gleich um die Ecke. Wir konnten sie noch vor Weihnachten beziehen. Über die Feiertage kam auch Onkel Paul auf Urlaub. Und so gab es ein großes Wiedersehen.

Hunger – unser ständiger Begleiter

Natürlich fand ich wieder Freunde. Erwin und Rudi waren ebenfalls aus Schlesien und auch älter als ich. Wir waren ein unzertrennliches Dreigestirn.

Die Umgebung von Saara war unsere Welt, in der wir nahezu unbegrenzte Freiheit genossen. Wenn nur der Hunger nicht unser ständiger Begleiter gewesen wäre! Fast alle unsere Streifzüge galten in erster Linie der Nahrungssuche.



Je nach Jahreszeit „halfen“ wir bei der Obsternte, gingen gemeinsam mit sehr vielen anderen Hungrigen zum Ährenlesen und Kartoffelstoppeln und schlossen das Jahr mit Zuckerrüben ab. Die Zuckerrüben verarbeiteten wir selbst. Sie wurden geschält, geschnetzelt und ausgepresst. Den Saft ließen wir in einer flachen Pfanne stundenlang in der Ofenröhre zu Sirup einkochen, die Schnitzel wurden zu einer Art Makronen gebacken.

Sollte meine Mutter von einem der Großbauern für deren Behandlung aus überschäumender Dankbarkeit ein Ei geschenkt bekommen haben, zauberten wir unter Zugabe von Mehl, Milch und Majoran einen schmackhaften Leberwurstersatz. Trotz all dieser zusätzlichen Leckereien litt ich in den folgenden Jahren an akuten Mangelercheinungen. Beispielsweise heilten offene Stellen an meinen Beinen erst ein Jahr später durch das gute Essen bei der SDAG Wismut wieder zu.

Nur gut, dass meine Mutter die Wunden wenigstens gut versorgen konnte und mich so fit machte für Wald und Flur. Die Narben sind übrigens heute noch zu sehen.

Lucie klaut Zuckerrübenschnitzel

Das Frühjahr 1946 brachte uns eine sehr angenehme Überraschung. Die Gemeinde übergab meiner Mutter eine abgeschlossene Zweizimmerwohnung in einem Anbau der Turnhalle am Rande des Dorfes. Die Turnhalle war mit Geräten voll ausgestattet und ich hatte freien Zugang.

Sportunterricht gab es mangels Lehrer nicht. So wurde die Halle zum Tummelplatz für meine Freunde und mich. Am liebsten hatte ich das Kletterseil, weil ich für mein Leben gern schaukelte.

Eine Seite der Turnhalle wurde auch von einer Pferdekoppel umgeben, auf der ein Fohlen namens Lucie graste. Wir freundeten uns schnell an. Am liebsten mochte sie abgekochte Zuckerrübenschnitzel. Eines Tages hatte ich welche zum Abkühlen auf das innere Fensterbrett gestellt. Lucie musste es sofort gerochen haben, denn sie kam blitzartig angaloppiert und steckte ihren Kopf durchs Fenster. Dann machte sie sich über die Zuckerrübenschnitzel her, dass es nur so schmatzte. Plötzlich wurde sie vom Bauern gerufen und zog ruckartig ihren Kopf zurück. Dabei verhakte sich ihr Halfter am Fensterriegel und sie riss den halben Rahmen heraus. Trotzdem blieben wir weiter gute Freunde.

Tabakanbau

Vor der Turnhalle gab es einen kleinen Garten, den ich bewirtschaften durfte. Da mein Opa im Heim in Springe wenig zu rauchen bekam, baute ich neben dem üblichen nützlichen Gemüse auch Tabak an.

Erstaunlicherweise gedieh er prächtig und brachte eine gute Ernte. Ich trocknete die Blätter, zerschnitt sie in Streifen und schickte sie zum Opa. Der freute sich sehr und tat so, als hätte er den besten Tabak der Welt geraucht. Leider erlebte er die nächste Tabakernte nicht mehr.

Verbotene Bücher

Im Frühsommer wurde ich zehn Jahre alt. Meine Mutter schenkte mir ein Buch von Karl May: „*In den Schluchten des Balkans*“. Das verschlang ich in wenigen Tagen. Es packte mich mit einer Urgewalt, wie ich sie noch nicht erlebt hatte. Ich hatte nur noch einen Gedanken: Wie komme ich an weitere Bände? Anfang 1946 waren noch zwei Bände in Paperback offiziell verlegt worden. Den einen (Band 4) hatte ich bereits. Band 3 „*Von Bagdad nach Stambul*“ konnte ich kaufen. Das Verlegen weiterer Bände war von „ganz oben“ verboten worden. Dieser Irrsinn wurde von Hermann Kant in seinem Buch „*Die Aula*“ beschrieben und geißelt.

Für mich hieß es jetzt aber, schnell zu handeln. Ich meldete mich in Altenburg in einer Bibliothek an, nachdem ich mich vergewissert hatte, dass es dort noch Karl May Bücher gab. Ich kam keinen Tag zu früh. Es gelang mir noch, die vorhandenen Bücher auszuleihen, dann mussten alle Karl May Bände aus den Bibliotheken entfernt werden. Von nun an versuchte ich, durch persönliche Kontakte in der näheren und weiteren Umgebung über Tausch an weitere Bände zu kommen.

Das Ziel war hochgesteckt: 65 Bände. Manchmal war es notwendig, einen Band in einer Nacht durchzulesen, weil ich ihn schon am Morgen abgeben musste.

Innerhalb der nächsten zwei Jahre brachte ich es trotzdem auf 45 Bände.

Kohleklau

Anfang 1947 erhielt meine Mutter ein Zimmer mit zusätzlichem Behandlungsraum in einem Haus zwischen dem Bahnhof Lehdorf und der Fernverkehrsstraße von Altenburg nach Gößnitz. Die Straße in Richtung Gößnitz /Zwickau stieg vor unserem Haus leicht an, um dann mit einer Linkskurve über die Eisenbahnbrücke zu führen. Die meisten mit Holzvergaser ausgerüsteten Lkw waren schwer mit Braunkohlebriketts überladen und mussten vor der Brücke auf den ersten Gang schalten.

Dort lagen wir an der Böschung in Deckung und sprangen im richtigen Moment auf, spurteten von hinten zum Laster, hielten uns mit der linken Hand fest und warfen mit der Rechten einige Briketts auf die Böschung. Befreit von einem Teil der Überlast, ging es dem armen Lkw gleich besser. Wir mussten so im Winter wenigstens nicht auch noch frieren. Leider wurden die Transporte auf dieser Route bald eingestellt, allerdings nicht unseretwegen, wie ich später gelesen habe. Wir haben auch nie mehr geklaut, als wir selber verbrauchen konnten. Einen Tauschhandel, etwa mit den Bauern gegen Nahrungsmittel, fand ich wie mein Vorbild Karl May und die Indianer unehrenhaft.

Ich funktionierte wie eine Maschine

In Lehdorf fand ich auch genug Muße, um darüber nachzudenken, was eigentlich passiert war und wie es weiter-

gehen würde. Nach der Kapitulation und den gravierenden Erlebnissen auf der Flucht war ich erst einmal in ein tiefes Loch gefallen. Meine Welt war zusammengebrochen. Nur der Kampf um das tägliche Leben erhielt mich aufrecht. Ich funktionierte wie eine Maschine.

Die Tatsache, dass in den ländlichen Gebieten fast alles seinen gewohnten Gang ging und von der Besatzungsmacht nichts zu spüren war, ließ mich langsam zur Ruhe kommen. Die Regierung saß schließlich in Moskau und Stalin erlaubte nur den schrittweisen Aufbau einer deutschen Verwaltung mit stark eingeschränkten Befugnissen. Irgendeine erstrebenswerte Perspektive konnte ich in den ersten Jahren unter den neuen Verhältnissen nicht erkennen.

In der Schule gab ich mir natürlich Mühe und klammerte mich sehr an Lehrer, die man verehren konnte. Mein Lesefimmel hielt immer noch an. Er war es wohl auch, der mich langsam seelisch genesen ließ.

Nachdem ich alle Karl May Bände im Kreis Altenburg gelesen hatte, warf ich mich auf Hans Dominik und Lederstrumpf. Auch sie erweiterten mein Weltbild.

Doch im Herbst 1948 erwartete mich eine sehr böse Überraschung. Meine Mutter erkrankte an Brustkrebs und musste nach Altenburg ins Krankenhaus. Für mich bedeutete das die Einweisung in ein Kinderheim!

Einzug ins Kinderheim

Romschütz war ein Dorf, etwa zehn Kilometer von Lehn-dorf entfernt. Als ich mit Sack und Pack dort ankam, empfing mich die Leiterin sehr herzlich. Sie strahlte eine natürliche Mütterlichkeit aus, die mich sofort für sie einnahm. Damit waren meine Besorgnisse verflogen. Ich fühlte mich wie zu Hause. Mir kam außerdem zugute, dass ich der Älteste war und bald eine Art Sonderstellung einnahm.

In der Schule gefiel es mir, nur hatte der Mathelehrer, auch ehemaliger Soldat, in Algebra die Gleichungen bereits behandelt, sodass ich anfangs Probleme hatte. Als er es bemerkte, gab er mir freundlicherweise Nachhilfe. Nach einigen Stunden hatte ich es begriffen und konnte wieder folgen. Im Heim lebte ich mich schnell ein. Die Heimleitung und die Erzieherinnen gaben sich die allergrößte Mühe, uns das Leben so erträglich wie möglich zu machen.

Ich kann nur das Beste über dieses Heim sagen und verstehe nicht, wie man heute so viel Schmutz über die staatlichen Kinderheime auskippen kann.

Wenn der Topf plötzlich ein Loch hat

Natürlich konnte auch die Leitung nicht zaubern. Der Hunger machte um das Heim keinen Bogen. Das möchte ich an einem typischen, aber auch lustigen Beispiel deutlich machen.

Zu jedem Frühstück gab es Suppe, die von den Küchenfrauen fast aus der Luft gezaubert wurde. Nachdem der große Eisentopf geleert war, durfte er ausgekratzt werden. Dafür gab es die feste Regel, dass das Recht aufs Kratzen reihum ging. Der Glückliche wiederum hatte das Recht, einen oder mehrere Nachkratzer zu bestimmen. Wenn es dicke Mehlsuppe gab, lohnte es sich sogar für drei Nachkratzer.

Doch einmal rief der letzte Nachkratzer entsetzt: „*Ein Loch!*“ Alles sprang auf und drängte sich um den Topf. Tatsächlich, der Topf hatte ein Loch! Er war einfach durchgekratzt. Die Angelegenheit endete in einem großen Gelächter und sorgte noch lange für Gesprächsstoff im Heim und im ganzen Dorf. Der Topf wurde repariert. Künftig gingen wir beim Nachkratzen sehr sanft ans Werk.

Die Heimleiterin hatte mich wohl etwas in ihr Herz geschlossen, denn sie gab mir zwei große Stabilbaukästen, die sie sonst wie ihren Augapfel gehütet hatte. Damit durfte ich allein in einem kleinen Spielzimmer bauen. Es war sogar ein Elektromotor dabei. So konnte ich hohe Kräne, komplizierte Fahrzeuge und Brücken bauen. Natürlich freute ich mich sehr über diese kleine Extraportion an Zuwendung.

Apropos Hilfsbereitschaft, es war selbstverständlich, dass wir freiwillig Küchendienste leisteten, insbesondere war Kartoffelschälen sehr „beliebt“. Dabei saßen wir meist zu

viert um einen großen Bottich mit Kartoffeln herum und hatten jeder einen Wassereimer vor sich, der mit geschälten Kartoffeln gefüllt werden musste. Es dauerte ewig, bis wenigstens der Boden bedeckt war und dann war nur noch der „kleine“ Rest zu schaffen. Manchmal gab es von den Küchenfrauen eine kleine Aufmunterung.

Wenn der Kulturbeauftragte „schläft“

Eines Tages machte mich die Heimleiterin vor versammelter Mannschaft zum Kulturbeauftragten. Ich kam dazu wie die Jungfrau zum Kind, denn es gab im Heim keine Jugendorganisation, von der man so etwas erwartet hätte. Wahrscheinlich hatte die Heimleitung finanzielle Mittel für die Kultur erhalten.

Ich machte mich also in Richtung Altenburg auf die Socken und kämpfte mich bis zur Theaterleitung vor. Eine freundliche Dame schlug vor, dass die Schüler der 5. bis 7. Klassen sich gemeinsam den „*Freischütz*“ ansehen sollten, denn eine ausgesprochene Kinderoper stand zurzeit nicht auf dem Plan. Das wurde allgemein begrüßt, ich durfte die Karten kaufen und machte große Propaganda, besonders für die tolle Musik.

Alles lief gut. Wir saßen pünktlich in der Vorstellung. Schon bei der Ouvertüre schloss ich ab und zu die Augen, weil man sich dann stärker auf die schöne Musik konzentrieren konnte. In der Pause waren die Kinder bereits be-

geistert. Aber plötzlich fielen sie über mich her, wie ich es als Kulturbeauftragter nur wagen konnte, schon bei der Ouvertüre einzuschlafen.

Ich war so perplex über diese Unterstellung, dass ich mich nicht einmal überzeugend verteidigen konnte. Es dauerte lange, bis ich auch darüber lachte. Überraschenderweise trug das Geschehnis eher zur Festigung meines Ansehens im Heim bei als umgekehrt.

Ein Schweinsohr für fünf Mark

Im Mai 1949 wurde meine Mutter gesund entlassen. Sie bedankte sich besonders für meine regelmäßigen Besuche und ging mit mir erst einmal zu einem der neu gegründeten HO-Kioske, wo sie mir für sage und schreibe fünf Mark ein Schweinsohr kaufte. So gut, wie dieses Schweinsohr, hat mir nie wieder ein Gebäck geschmeckt.

Dann eröffnete meine Mutter mir, dass wir nach Kirchberg zu meinem Vater ziehen würden, der dort bei der „Wismut“ arbeitete. Damit endete mein Dasein als Thüringer. Der Abschied vom Heim war tränenreich und voller gegenseitiger Versprechungen.

Abschied und Ausblick

Abschiede musste ich auch später noch verkraften. Denn mein Vater kam nach einem Besuch in Westberlin nicht mehr zurück.

Hoch anzurechnen ist es, dass meine Mutter mich trotzdem zu ihm fahren ließ, solange es noch ging. Sie hatte nur ganz leise Befürchtungen, dass ich möglicherweise der Versuchung nicht widerstehen könnte, bei Vater, Oma und Tante im „Goldenen Westen“ zu bleiben. Immerhin unterstützten die westdeutschen Behörden nur allzu gern den Verbleib entlaufener Kinder in der BRD.

Aber ich liebte meine Mutter über alles, da konnten die schönsten Verlockungen mir nichts anhaben. Auch wollte ich nach dem Abitur Medizin studieren.

Leider verlor ich bereits früh, im Alter von 21 Jahren meine Mutter an den Krebs. Sie konnte an meinem Lebensweg nicht mehr teilhaben und unsere drei Söhne, ihre Enkel, aufwachsen sehen.

Inzwischen haben meine Frau und ich sogar vier Ururenkel. Ich bin froh, dass sie wieder in einem geeinten Deutschland aufwachsen können. Dankbar bin ich auch, dass es meinen Verwandten gelungen ist, Fotos aus meiner Kinderzeit und von meinen Großeltern und Eltern zu bewahren.

Heute lebe ich mit meiner Familie in Dresden, der wunderschönen Stadt, die noch am Ende des Zweiten Weltkrieges sinnlos zerbombt wurde. Dort habe ich mir meinen Wunschtraum erfüllt: eine Kriegsrue in ein hübsches Häuschen zu verwandeln. Ich hoffe, dass auf dieses Haus nie wieder eine Bombe fällt und kein Kind mehr, wie ich, die Schrecken eines Krieges erleben muss.

Martin, Jahrgang 1913, hat sein Leben für Kinder und Enkel im Alter von 80 Jahren zu Papier gebracht. Im Zweiten Weltkrieg wurde er schwer verletzt und konnte so seinen gelernten Beruf als Zimmermann nicht mehr ausüben. Trotzdem gab er nicht auf.

Sein Sohn hat die Erlaubnis gegeben, dass seine Geschichte auch nach dem Tod seines Vaters den Leserinnen und Lesern Mut für einen Neubeginn machen kann.

Trotz schwerer Verwundung Mut zum Leben

Arbeitsreiche Kindheit

Ich kann mich noch erinnern, dass mein Vater als Soldat im Urlaub war. Er diente im Ersten Weltkrieg. Wir weinten alle, als er wieder an die Front musste. Ich war vier Jahre alt. Das Essen war schon knapp geworden, obwohl wir zu Hause Landwirtschaft hatten.

Es gab oft Dörrgemüse, Kohlrüben und Pferdezucker. Der wurde aus Zuckerrüben gewonnen, war ungebleicht und sah sehr gelb aus. Wenn man diesen Zucker gegessen hatte, bekam man Kopfschmerzen.

1920 wurde ich eingeschult. Daheim hatten meine drei Geschwister und ich viel Arbeit.



Martin

So mussten wir die Kühe hüten und die Ställe ausmisten. Im Frühjahr lasen wir auf dem Feld die Steine ab und legten später Kartoffeln.

Ab dem 5. Schuljahr musste ich Klee mähen, später Getreide. Ich erinnere mich genau, dass wir einmal das ganze Korn alleine mähten, da mein Vater meinen Bruder Kurt in die Taubstummenanstalt bringen musste.

Dann ging es um eine Lehrstelle. Ich wollte Zimmermann werden. Mit meinem Papa ging ich deshalb an einem Sonntagmorgen zum Zimmermeister, der mir riet, doch noch ein Jahr zu warten, damit ich kräftiger werden kann, weil die Arbeit auf dem Bau schwer sei. Doch ich wollte nicht warten, weil alle meine Mitschüler auch einen Beruf nach der 8. Klasse erlernten.

Der Meister ließ sich überreden und nach Ostern begann ich mit der Lehre. Auch musste ich in die Gewerbeschule, einen ganzen Tag wöchentlich von 7.00 - 16.45 Uhr. Im 2. und 3. Lehrjahr ging es nach dem Unterricht noch weiter bis 19 Uhr zu einem Zimmer-Polier. Der war sehr streng.

Da wir auch keinen Sport hatten, mussten wir uns einem Turnverein anschließen und uns in der Freizeit aktiv beteiligen. Der Nachweis musste schriftlich erfolgen, dass man im Jahr 36 Turnabende besucht hatte. Sonst bekam man eine schlechte Betragensnote und flog im schlimmsten Fall von der Schule.

Es war nicht leicht für meine Eltern, das jährliche Schulgeld von 54 Mark zu bezahlen. Dazu kamen noch Bücher und Zeichenmaterial und das Fahrgeld von Lößnitz nach Aue und zurück. Wir wohnten in Affalter und ich musste zu Fuß nach Lößnitz laufen.

Die Lehrzeit war für mich hart. Vor allem, weil einige Gesellen es den Lehrlingen schwer machten, wenn der Meister außer Sichtweite war. Aber ich beschwerte mich nicht, denn dann hätte ich mich sonst bei den Gesellen unmöglich gemacht.

Eineinhalb Stunden Fußweg bis zum Arbeitsort

Mein erster Einsatz war in Kühnhaide. Früh 7.00 Uhr sollte ich auf der Baustelle sein, das waren für mich bis zum Arbeitsort eineinhalb Stunden Fußweg. Dort wurde eine große Scheune gebaut. Zuerst musste ich die Ecken von den Latten abhobeln, sodass ich am 2. Tag schon Blasen an den Händen hatte.

Dann begann es auch noch zu schneien. Ich konnte vor Kälte den Hobel kaum halten und hatte steife Finger. Da habe ich mir meine Handschuhe angezogen. Doch das ging nicht lange gut.

Kaum war der Meister nicht in der Nähe, kam ein Geselle zu mir und verlangte, dass ich die Handschuhe sofort ausziehen sollte, sonst bräuchte ich am nächsten Tag nicht mehr auf Arbeit zu kommen.

„Bleib zu Hause, damit du nicht frierst“, sagte er. Da habe ich mich nicht mehr getraut Handschuhe anzuziehen. Mein Lohn für die erste Arbeitswoche betrug 3 Mark.

Im 1. Lehrjahr gab es 15 Pfennige die Stunde und für den Schultag gar nichts. Zu dieser Zeit wurde viel gebaut. Manchmal begannen wir schon 5.00 Uhr und arbeiteten bis 20.00 Uhr. Im 2. Lehrjahr habe ich in Affalter die Kirche mitgebaut und im 3. Lehrjahr die Gaststätte „Friedrichsruh“. Da gab es keinen Achtstundentag für Lehrlinge. Die Schularbeiten wurden sonntags gemacht.

Auch daheim wartete genug Arbeit. Ich musste mit ran, da sorgten meine älteren Geschwister schon dafür, mit der Bemerkung, dass ich ja kein Kostgeld bezahle. Ich musste von meinem Lohn aber auch Werkzeug kaufen.

Im 2. Lehrjahr verdiente ich 20 Pfennige die Stunde und im 3. Lehrjahr 25 Pfennige.

Im Winter war ich arbeitslos. Weil meine Eltern einen Bauernhof hatten, stand mir kein Stempelgeld zu. Daheim hatte ich genug zu tun: dreschen, Stall sauber machen, füttern und melken. Auch Rechen oder Reisigbesen wurden angefertigt.

Meine Gesellenprüfung legte ich im April 1931 in Aue mit der Note gut ab. Aber nun machte sich die wachsende Arbeitslosigkeit immer mehr bemerkbar. Selbst im Sommer gab es kaum Zimmererarbeiten.

Obwohl ich zu Hause viel mit anpackte und dafür keinen Lohn erhielt, fühlte ich mich trotzdem wie ein Schmarotzer.

Deshalb bin ich im März 1933 zu einem Bauern nach Grünna als Wirtschaftsgehilfe für 1 Mark am Tag und Essen gegangen. Für Kleidung hatte ich selbst zu sorgen. Trotz des niedrigen Lohns schaffte ich es, ein Fahrrad für 74 Mark zusammenzusparen. Als die Arbeit wegbrach und ich wieder nichts verdiente, habe ich mich freiwillig zur Kavallerie gemeldet und wurde auch angenommen.

Weg von Zuhause

Gleich am ersten Tag begann meine große Umstellung: das Kasernenleben. Man kann es nicht beschreiben. Man muss es am eigenen Leib erfahren haben.

Das Vierteljahr Rekrutenausbildung war so hart, dass ich es mein Leben lang nicht mehr vergessen kann.

Es gab aber auch schöne Stunden und vor allem habe ich eine mustergültige Ordnung gelernt. Am Ende hatte ich mich sogar ganz gut an das Soldatenleben gewöhnt und war traurig, als ich wieder zu Hause war.



Hier herrschte das gleiche Klima: viel Arbeit und kein Geld.

Die Aussichten, Arbeit als Zimmermann zu bekommen, waren zu dieser Zeit ganz schlecht. Ich musste mich mit meinem Schicksal abfinden und alles über mich ergehen lassen. Ich überlegte, ob ich mich wieder zur Polizei melden sollte. Doch wozu hatte ich meinen Gesellenbrief?

Ich wollte mich in meinem Beruf weiterbilden und erfuhr von einem bekannten Polier, der gerade auf Urlaub war, dass es in der Limburger Heide eine Großbaustelle gab. Ich entschloss mich ohne langes Zögern, dort zu arbeiten. Es war eine weite, 12 Stunden lange Reise mit dem Zug. Mein Bekannter hatte mir einen Kollegen von der Firma zum Bahnhof geschickt. Der half mir bei der Suche nach einem Nachtquartier.

Auf der Baustelle ging es wild her, von Unfallschutz war keine Rede. Ich musste gleich mal Sparren aufnageln. Man testete, ob ich schwindelfrei bin. Ums Essen musste ich mich selbst kümmern. So blieb die Küche meist kalt. Ab und zu kam ein Päckchen von zu Hause an.

Im Winter kehrte ich heim. Dort war die ganze Arbeit liegen geblieben, denn Vater war krank. Ich musste gleich die Pferde übernehmen und pflügen. Kaum war ich fertig mit der Feldarbeit, rief der Arbeitsdienst an. Ich wurde als Montagehelfer vermittelt für den Brückenbau über das Schwarzwasser in Aue.

Im März 1938 fand ich dann Arbeit in meinem Beruf. Doch im August war Schluss. Ich sollte dienstverpflichtet werden. Weil ich aber heiraten wollte, wurde ich zurückgestellt. Ich bekam Arbeit als Fabrik-Zimmermann und eine Wohnung in Geyer. Mein Stundenlohn betrug 0,65 Mark.

Am 21.1.1939 zogen wir in unsere erste kleine Wohnung und waren glücklich. Ich half nebenbei dem Chef in der Landwirtschaft. Meine Frau machte Heimarbeit an einer Kettelmaschine vom Betrieb für 5 Mark die Woche. Ich bekam 24 Mark die Woche und versorgte noch die Heizung in der Villa vom Chef mit.

Als wir dann zu Ostern einmal meine Familie besuchen wollten, fragte der Chef, was wir nur immer in Lößnitz wollen. Wir sind aber trotzdem hingefahren. Als ich zurückkam, musste ich nicht mehr heizen. Das hatte nun der Betriebsschlosser übernommen.

Ich kam mir vor wie ein Gefangener

Dann wurden Leute zur Dienstverpflichtung gesucht. Für den Chef war das ein rotes Tuch. Es half nichts. Weil ich Handwerker war, musste ich ran und meine Frau und unseren kleinen Sohn verlassen. Ich stellte mich krank, behauptete Rheuma zu haben.

Der Arzt vom Arbeitsamt glaubte mir zwar, doch ihm waren die Hände gebunden. Mit dem Kinderwagen hat mich meine Frau dann zum Bus gebracht. Es war für sie nicht leicht. Denn durch den Umzug hatte sie kaum Bekannte.

Außerdem gab es auch schadenfrohe Leute.

Mit dem Transportzug ging es von Annaberg nach Aue, über Zwickau, Plauen und weiter nach Hof. Das Ziel war die Pfalz. Wenn der Zug anhielt, wurden Dienstverpflichtete zugeladen, immer mit einem Begleiter vom Arbeitsamt, damit auch keiner zurückblieb.

Wir waren so 1000 Mann und ich kam mir vor wie ein Gefangener. In Hof durften wir auf den Bahnsteig. Dort traf ich einen Lößnitzer. Wir beschlossen zusammenzuhalten. Früh 6.00 Uhr hielt der Zug in Karlsruhe und wir bekamen eine Wurstsemmel. Niemand durfte aussteigen. Dann kamen wir an der Endhaltestelle Bergzabern an. Die Bauunternehmer warteten auf uns. Die Begleiter vom Arbeitsamt übergaben uns an die Firmen. So konnte keiner verloren gehen.

In den Baracken waren wir 18 Mann auf einem Zimmer. Wir schliefen in Doppelstockbetten und zwei Mann teilten sich einen Spind. Als Handwerker hatte ich mit einem Stundenlohn von 0,74 Mark gute Karten. Ich übernahm Einschalarbeiten für den Bunkerbau.

Dann begann der Krieg und wir mussten auch Baracken bauen. Meine Zeit der Dienstverpflichtung war abgelaufen und wurde auf unbestimmte Zeit verlängert. Es gab nur einen Urlaub im Spätherbst.

Da mussten wir Wintersachen mitnehmen, da wir den ganzen Tag im Freien waren. Arbeiteten wir nicht, gab's

kein Geld. Doch ich musste jede Woche Geld nach Hause schicken. Wovon sollte sonst meine Familie leben?

Wir zogen umher, nach Berlin, Torgau, Halle, Berlin, um Lager und Hallen aufzubauen. Das Privatquartier musste ich selbst bezahlen und saß oft die halbe Nacht im Luftschutzkeller.

Unsere Gruppe aus dem Erzgebirge war sich einig. Wir wollten uns alle einen Krankenschein holen. Doch ich wurde nur 14 Tage lang krankgeschrieben. In dieser Zeit erkämpfte ich mir, mit der Unterstützung vom Chef, meinen Arbeitsplatz in Geyer zurück. Daheim gab es viel zu tun, wir hatten ein Haus gekauft und es war viel zu reparieren.

Reklamation zwecklos

Ich dachte, der Krieg wird schnell vorbei sein. Doch es kam anders. Am Tag meiner Einberufung war ich gerade dabei, die durchgebrochenen Dielen in der Küche zu legen.

„*Reklamation zwecklos*“ stand schon auf dem Brief. Es wurde ein Abschied auf unbestimmte Zeit.

Ich musste zur Infanterie. Es folgten schreckliche Monate an der Front. In Russland waren die schwersten Kämpfe. Weite Fußmärsche, Tag und Nacht mussten wir in Erdlöchern hocken, jederzeit bereit für den Angriff. Wir haben tüchtig gefroren und am Körper hatten wir Läuse.

Verwundung

An Schlaf war vor dem Großeinsatz nicht zu denken. Niemand wusste, ob er im nächsten Augenblick noch leben würde. Am 19.12.1941, dem dritten Großangriffstag, gab es vormittags sehr starkes Granatwerferfeuer. Eine Granate schlug unmittelbar neben mir ein. Ich wurde am linken Oberschenkel und am rechten Oberarm verwundet. Es war, als hätte mir jemand meinen Arm abgeschlagen. Ich verspürte sehr starke Schmerzen. Das Blut lief gleich zum Ärmel raus.

Ich rief den Sanitäter. Als er kam, wurde mir schwarz vor Augen. Zum Glück hatte ich noch einen Schluck in meiner Feldflasche und kam wieder zu mir. Sturmgepäck und Koppelzeug wurden mir abgenommen.

Ich wurde verbunden. Ich hatte viel Blutverlust erlitten. Der Sani sagte zum Kompaniechef, dass er mir jemand mitgeben sollte, weil ich es alleine nicht nach hinten schaffen kann. Mich hatte es schwer erwischt. Ein Melder wurde mir zur Seite gestellt. Um uns herum schlugen die Granaten ein. Laufend mussten wir in Deckung gehen.

Es war sehr schwer aus dem Feuer rauszukommen, für mich war es nur durch größte Anstrengung möglich. Mit meinem verwundeten Bein konnte ich vor Schmerz fast nicht auftreten. Wir erreichten den vorgeschobenen Verbandsplatz. Dort war ein Arzt, der mich frisch verband. Er hing mir einen Zettel um, der besagte, dass man mich lie-

gend transportieren sollte. Es waren noch sechs russische Gefangene dort. Ich wurde auf eine Decke gelegt und sie mussten mich bis zum nächsten Verbandsplatz tragen.

Von dort ging es mit dem Pferdewagen zum Hauptverbandsplatz. Vorher hat man mir meine Stiefel ausgezogen, mit der Ausrede, ich würde sie ja nicht mehr brauchen, obwohl es sehr kalt war. Aber wenn man hilflos ist, muss man alles über sich ergehen lassen.

Ich hatte starke Schmerzen. Auf dem Hauptverbandsplatz wurde ich zu ebener Erde aufs Stroh gelegt. Um uns herum schlugen die Granaten ein von den Schiffsgeschützen der Schwarzmeerflotte. Der Putz fiel von den Wänden. Das Personal rettete sich in Sicherheit.

Vormittags war ich verwundet worden. Am Abend lag ich auf dem OP-Tisch. Dort wurde mit Messer und Schere ohne vorherige Betäubung operiert an vier Tischen, Tag und Nacht, solange der Großangriff, der bereits eine Woche dauerte, anhielt. Es gab Tausende Tote und Verwundete.

Von dort wurde ich nach Sewastopol, in eine Krankensammelstelle, gebracht. Dort blieben wir über die Weihnachtsfeiertage. Auf der Krim lag ich mit rund 8000 Verwundeten fest. Die Flugzeuge hatten Startverbot. Der Arzt sagte mir, er hätte mich gern ausgeflogen.

Ich sollte trotz Granatsplitter im Bein aufstehen. Der Sanis schleppte mich zu einer Bereitschaftsstelle. Wir sollten

warten, bis die Lage günstig erschien. Leider flüchtete das Sani-Personal. Es hatte den Bus mit den Verwundeten und dem Fahrer verlassen, um sich vor den feindlichen Fliegern in Sicherheit zu bringen.

Im Bus war es eiskalt. Der Fahrer fuhr nach einer gewissen Wartezeit ohne Sanis los zum Flugplatz. Er fuhr soweit wie möglich an die Flugzeuge heran und machte die Tür auf. Dann sagte er: *„Seht zu, dass ihr alle hier rauskommt, ich muss wieder weg.“*

Wer nicht selbst aussteigen konnte, dem half er und legte ihn in den Schnee, damit der Bus leer wurde. Dann ist der Fahrer schnell abgehauen. Ein Pilot von einer Ju 52 sah mich im Schnee liegen. Er wollte gerade die Leiter einziehen, um zu starten. Er rief mir zu: *„Willst du hier erfrieren?“* Ich antwortete: *„Ich kann nicht laufen! Nimm mich mit!“*

Friss oder stirb war die Devise

Er wurde mein Lebensretter, denn er stieg aus und schleppte mich zum Flugzeug. Dann startete er trotz Verbot. Nach zwei Stunden landeten wir und man brachte mich in eine Schule. Es war ein Durchgangslager, wo man mich verband.

Auf dem Flur standen zwei Milchkannen, so 20 Liter, eine mit Suppe, die andere mit Tee zur Selbstbedienung. Man sagte: *„Geschirr und Gläser gibt es nicht, da eure Kameraden alles mitgenommen haben.“*

Ich traf einen Kameraden aus meiner Kompanie. Er hatte einen Fußschuss und half mir sehr.

Am anderen Tag kam ein Feldwebel und erklärte: *„Alle, die ich jetzt nenne, werden verlegt. Ein Lazarettzug wird zusammengestellt „Richtung Deutschland“. Für die Reise bekommt jeder etwas Kaltverpflegung (Brot und Wurst).“*

Doch wie sollte man alle Schwerverwundeten fortbekommen? Wie soll man gehen, wenn man nur noch ein Bein hat oder sich nicht mehr auf den Füßen halten kann bei dieser Kälte? Friss oder stirb war die Devise.

Wir wurden in mehrere Sanitätskraftwagen verladen und zum Bahnhof gebracht. Dort stand ein Personenzug. Auf dem Bahnsteig lief ein Offizier hin und her. Man hat uns ausgeladen und auf den Bahnsteig gelegt mit den Worten: *„Kümmert euch, wir müssen noch mehr holen.“* Der Offizier kam zu uns.

Es war eiskalt und er sagte, dass wir einsteigen müssen, sonst würden wir erfrieren. Leider war aber im Zug die ganze dreitägige Fahrt über die Heizung eingefroren. Die Wagen hatten einfache Holzbänke als Sitzmöglichkeit. Trotz Granatsplitter im Oberschenkel konnte ich nicht liegen.

Der Zug war überfüllt. Frisch Verwundete lagen in den Gepäcknetzen. Ich schätze, es waren 1000 Verwundete. Es kam vor, dass der Zug wegen Dampfangel auf freier Strecke lange stehenblieb.

Meine Wunden bluteten stark und das Blut lief heraus. Selten ließ sich ein Sani sehen, von Essen und Trinken war keine Rede. Von einem warmen Tee konnten wir nur träumen. Es hieß, wer es nicht mehr länger aushält, wird beim nächsten Bahnhof ausgeladen. Ich bekam starke Schmerzen und Wundfieber. Niemand wusste, was das Schicksal bringt. Es hieß: Zähne zusammenbeißen, durchhalten, möglichst nah der Heimat kommen.

Silvesternachmittag fuhr der Zug im Bahnhof Lemberg ein. Dort sollten wir ausgeladen werden. Doch es kam anders. Wegen der Überfüllung mit Verwundeten wurde der Zug abgelehnt. Als es dunkel wurde, fuhren wir weiter, die ganze Nacht. Am 1. Januar wurden wir ausgeladen und kamen in ein Lazarett, sogar in ein Bett. Dort blieb ich drei Wochen.

Dann wurde ich verlegt, nach Dittersbach. Dort hat mich meine Frau besucht und blieb eine Woche bei mir. Mitte Februar wurde ich nach Chemnitz in ein Heimatlazarett verlegt. Dort begann eine intensive Behandlung. Inzwischen ging es an der Ostfront rückwärts, infolge vieler Erfrierungen, da es keine Winterkleidung für die Soldaten gab. Es war eine außergewöhnliche Kälte.

Mein Bettnachbar hatte beide Hände und Füße erfroren. Sie waren schwarz. Als man ihn wieder von der Operation brachte, waren seine Hände und Füße amputiert. Der Soldat war im Sudetenland zu Hause. Wie mag es ihm bei der

Vertreibung der Deutschen 1945 nach Kriegsende dort ergangen sein? Er hatte eine Frau und vier Kinder.

Für mich gab es tägliche Behandlung. Ich hatte einen Durchschuss mit Nerv-Verletzung, vier Zentimeter, rechter Oberarm. Ich bekam Strom, Massagen und Bewegungsübungen. Die Wunde verheilte einigermaßen. Aber ich konnte mit der Hand nichts anfassen, hatte im Arm keine Kraft. Man entschloss sich, mich erneut unters Messer zu legen. Ich hatte die ganze Zeit große Schmerzen und wurde einer Ärztekommision vorgestellt. Meine Behandlung dauerte ja viel zu lange. Man war darauf bedacht, uns sobald wie möglich wieder an die Front zu schicken.

Arbeitssuche als Kriegsversehrter

Ich wurde zur Genesungskompanie entlassen. Dort entschied man, mich als Ausbilder in der Heimat zu verwenden. Ich lehnte aber ab. Ich wollte entlassen werden. Das durfte ich jedoch nicht sagen. Ich brachte verschiedene Ausreden als Gründe an, hatte aber kein Glück. Der Hauptmann sagte zum Spieß (Kompaniefeldwebel): *„Entlassen wird der nicht. Wir schicken ihn nach Leipzig zum Standortbataillon zur besonderen Verwendung.“*

Dort waren alles amputierte Frontkämpfer, über 200 Mann. Da ich aber aufgrund meiner Verletzung eine Schusswaffe nicht mehr handhaben konnte, wurde ich

nach vier Wochen Aufenthalt zur Heeresentlassungsstelle geschickt. Dort entschied eine Ärztekommision, dass ich Urlaub bekäme, um mir daheim Arbeit zu suchen.

Das war sehr schwer, denn mit der Arbeit als Zimmermann war es für mich für immer vorbei. Ich hatte in meiner langen Lazarettzeit die Gelegenheit genutzt, mit der linken Hand schreiben zu lernen und mir Schreibmaschine und etwas Steno-Kurzschrift beigebracht. Jetzt war aber nicht die Zeit zum Umschulen. Ich hatte Familie und musste Geld verdienen, um leben zu können.

Ich ging zuerst in die Schuhfabrik und versuchte dort als Pfortner Arbeit zu finden, wurde aber abgelehnt mit der Begründung, der Betrieb habe schon zwei Kriegsbeschädigte eingestellt. Die Schuhfabrik hatte mehrere hundert Arbeiter beschäftigt.

Ich versuchte es bei der Post. Ich dachte daran, Briefträger zu werden. Aber weil ich nicht in der Partei (NSDAP) war, wurde ich nicht eingestellt. Ich wurde nachdenklich und kam mir nutzlos vor, wurde unsicher.

Ich dachte, für den Krieg waren wir gut genug. Gesund sind wir fort, aber jetzt will man uns nicht mehr wegen unserer Körperschäden haben.

Damals haben wir noch nicht gewusst, dass wir nach Kriegsende auch Kriegsverbrecher genannt wurden und

uns auch keine Kriegsinvalidenteilrente zustand. Dafür hat sich die Sozialistische Einheitspartei (SED) mächtig eingesetzt, die immer erklärte: unserer Sorge um den Menschen ist unser höchstes Ziel. Sie meinten wohl, solange man die Menschen für die Arbeit braucht.

Ich versuchte bei der Deutschen Reichsbahn, bei der Bahnmeisterei in Löbnitz, Arbeit zu bekommen. Dort hatte ich mehr Glück. Ich wollte dort als Schrankenwärter anfangen und wurde zunächst als Sicherheitsposten im Außendienst eingestellt. Der Wochenlohn betrug 25 Mark. Es war Winter und sehr kalt. Ich konnte diese Kälte mit meinem verwundeten Arm nicht mehr aushalten. Die Schmerzen wurden immer schlimmer, das ging ungefähr zehn Wochen lang so.

Dann fragte ich im Büro, ob ich vielleicht im Innendienst eingesetzt werden könnte. Man zeigte Verständnis. Ich wurde als Schrankenwärter beschäftigt. Ich hatte nun Nachtdienst sowie Sonn- und Feiertagsdienste. Es war manchmal sehr langweilig, aber sonst war ich zufrieden.

Mit der Zeit kam mir der Gedanke, dass ich auch wie andere, wo Mann und Frau dort Dienst leisten, in einem Bahnwärterhäuschen wohnen könnte. Das war ein sehr heißes Eisen, denn wer in so einem Haus wohnt, will nie wieder raus. Ansonsten würde man mir wieder vorhalten, ich hätte mit so einem Haus eine Sonderstellung bei der Reichsbahn.

Ich war ungeeignet für einen sozialistischen Schablonenmenschen

In den ersten Nachkriegsjahren gab es sehr wenig zu essen. Die Lebensmittelkarten ohne Zusatzkarte waren so knapp, dass Menschen, die keine Beziehung zu Bauern oder Lebensmittelgeschäften besaßen, es ganz schwer hatten. So sind auch mehrere verhungert und erfroren.

Es war keine Seltenheit, dass Menschen, nur um etwas zu essen zu bekommen, von früh bis spät beim Bauern arbeiteten. Das galt auch für Dinge des täglichen Bedarfs.

Wer nichts zum Schieben oder Tauschen hatte, war ganz schlecht bestellt. Es war schon eine große Hilfe, wenn man etwas Körner, Getreide hatte, um täglich eine Suppe zu kochen. Kartoffeln im Keller waren ein Vermögen wert.

Es war eine schwere Zeit. Ich hatte nichts zum Tauschen. So fehlte mir auch die Fürsprache und ich musste meinen Gedanken an ein Bahnwärterhaus begraben. Ich wollte auch nicht für immer bei der niedrigsten Lohngruppe stehen bleiben, aber bei der SED-Diktatur, die sich danach angebahnt hatte, wurden gewisse Vorbedingungen entscheidend.

Wenn man weiterwollte, stand die SED-Parteizugehörigkeit im Vordergrund. Für mich war das ein rotes Tuch. Parteiarbeit wurde damals ganz hoch bewertet. Und ich war noch dazu ein Kriegsbeschädigter, einer, der damals an der Front auf die Freunde hat schießen müssen. Ich hatte also ganz schlechte Karten.

Von fanatischen Genossen war ich damals laufenden Demütigungen ausgesetzt. Wenn ich mich beruflich verbessern wollte, haben sie immer das entscheidende Wort gesprochen. Eine gute Möglichkeit gab es bei den monatlichen „Rotlichtbestrahlungen“, um den Parteilosen zu zeigen, wer die Macht hat.

Mit deiner Hände Arbeit allein warst du nur Dreck. Vielleicht war ich auch selbst mit Schuld, weil ich die Karten zu offen auf den Tisch gelegt hatte, zu ehrlich und vertrauensvoll war.



Ich war ungeeignet für einen sozialistischen Schablonenmenschen, aber zu jeder Fronarbeit bei der LPG (Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft) noch gut genug.

Auf dem oberen Bahnhof in Lößnitz hatte ich keine Möglichkeit, mich zu verbessern. Ich versuchte deshalb mein Glück beim Bahnhof in Aue. Gleich beim ersten Anlauf wurde mir vom Parteisekretär der Wind aus den Segeln genommen. Ich musste also eine andere Gelegenheit abpassen.

Ich hatte erst Jahre später die Möglichkeit, den Facharbeiterbrief zu machen. Das war Voraussetzung, um weiterzukommen. Mein Ziel war es, Stellwerkmeister beim Bahnhof Aue zu werden. Bei einer Betriebsprüfung teilte ich dem stellvertretenden Vorsteher mein Anliegen mit. Er notierte sich was in seinem Notizbuch und sagte, er lasse von sich hören, wenn es mal passt.

Es vergingen Monate, ich schrieb ein Versetzungsgesuch, aber man wollte mich nicht weglassen. Denn es herrschte Arbeitskräftemangel. So wurde ich vom Reichsbahnamt Zwickau zum Bahnhof Aue abgeordnet.

Nochmal auf die Schulbank

Es war Mai 1968. Für mich begann eine große Umstellung in meiner Arbeit. Ich war 54 Jahre alt und setzte mich nochmals auf die Schulbank. Ich begann die Ausbildung

zum Stellwerkmeister. Nun kam viel Neues und Unge-
wohntes auf mich zu. Es galt viel zu lernen und sich zu
merken. Leicht viel es mir nicht, aber ich hatte den Willen,
den Abschluss zu schaffen. Ich musste einige Prüfungen
mündlich und schriftlich ablegen.

Mit viel Mühe, Fleiß, Anstrengung und Ausdauer habe ich
es geschafft und bekam die Planstelle beim Stellwerk. Dort
habe ich meinen Dienst bis zu meinem Ausscheiden 1983
geleistet. Da war ich 70 Jahre alt. Es ist mir nicht leichtge-
fallen, nicht mehr auf Arbeit zu gehen. Aber es ist der Lauf
der Zeit.



Hannelore hat die Geschichte ihrer Mutter Irmgard von der Flucht aus Allenstein, dem heutigen Olsztyn in Polen, viele Male gehört. Nur weil die ganze Familie damals fest zusammengehalten hat, gelang der Neuanfang. Hannelore, nunmehr selbst im reiferen Alter, engagiert sich ehrenamtlich in der Selbsthilfegruppe „pflege-Begleitung für Angehörige“ und erinnert sich, damit auch diese Geschichte die Zeiten überdauern und Mut machen kann.

Wo sieben Kinder sind, wird auch ein achttes satt

Nur das Arbeitsbuch war wertvoll

Am 21. Januar 1945 bestieg meine Oma Ida, damals 42 Jahre alt, mit sieben ihrer acht Kinder den letzten Zug in ihrer Heimatstadt Allenstein in Ostpreußen nach Neubrandenburg. Der älteste Sohn Walter kämpfte an der Front, die immer näher rückte. Es hieß, dass Frauen und Kinder in Sicherheit gebracht werden sollten.

Auf dem Bahnhof stand ein kleiner Junge, er war sechs oder sieben Jahre alt. Der Kleine wirkte verstört und wusste nicht, wo seine Mama war. Also nahm meine Oma kurzerhand den Jungen in ihre Obhut. Sie konnte ihn doch nicht so mutterseelenallein zurücklassen.

Es war bitterkalt und Schnee lag über dem Land. In so einer Situation ein kleines Kind alleine stehen zu lassen, brachte meine Oma nicht über das Herz. Gepäck hatte der Junge, der Lothar hieß, keins.

Meine Oma und ihre Kinder hatten ebenfalls nur ein paar Anziehsachen zum Wechseln dabei. Wertvoll war im Gepäck allein das Arbeitsbuch meiner Oma, das heute noch existiert.

Meine Oma stammte aus sehr armen Verhältnissen. Da mein Großvater Wanderschmied war, zog die Familie immer von Ort zu Ort und hatte gar kein eigenes Zuhause. Immer kamen sie auf einem anderen Gut in der Schmiede unter. So musste meine Mutti immer die Schule wechseln.

Außerdem war mein Opa staatenlos. Er durfte erst meine Oma heiraten, als er zum Volkssturm eingezogen wurde. Da wurde er eingedeutscht. Doch seit seinem letzten Urlaub gab es kein Lebenszeichen mehr von Opa.

Meine Oma hatte sich also entschlossen, als die russische Armee näher rückte, die Heimat mit den Kindern zu verlassen. In Viehwaggons waren die Menschen auf engstem Raum zusammengepfercht und wussten nicht, was die Zukunft bringen würde. Viele hatten Angst, denn der Flüchtlingszug wurde auf der Fahrt mehrere Male von Tieffliegern beschossen.

Da es sehr kalt war, bekam meine Tante Rosi, damals drei Jahre alt, eine Lungenentzündung. Meine Oma muss bestimmt sehr verzweifelt gewesen sein. Doch sie blieb stark für ihre Kinder.

Verstecken im Keller

Am 25. Januar erreichte der Zug mit den Flüchtlingen Neubrandenburg. Im Auffanglager wurden die Leute auf die einzelnen Dörfer aufgeteilt. Meine Oma kam mit den Kindern die ersten Tage nach Letzin in Altentreptow zu

einem Bauern. Danach konnte die Familie eine alte Kate beziehen. Es gab ein Wohnzimmer, eine schmale Schlafkammer und eine ganz kleine Küche mit einem Herd und einem Aufwaschtisch.

Das Wasser holte man von einer Pumpe. Auf's Plumpsklo musste man über den Hof gehen. Im Bett schliefen meine Oma, die zu allem Unglück an Bronchitis erkrankt war, und die kleine schwerkranke Rosi. Auf Matratzen daneben lagen die Mädchen. Die Jungs schliefen auf dem Heuboden auf Strohsäcken.

Um den Lebensunterhalt zu verdienen, nähte meine Oma für die Leute Sachen mit der Hand. Als die russischen Soldaten dann auch in Letzin einrückten, haben sich meine Mutti und ihre Schwester im Keller versteckt. Über die Falltür schoben sie Omas Bett, damit sie nicht entdeckt wurden. Das klappte auch.

Für einen Korb Kartoffeln schuften

Meine Mutti schuftete eine ganze Woche von früh bis abends für einen Korb Kartoffeln beim Bauern. Sie war damals 17 Jahre alt und mit in der Verantwortung, dass die kleinen Geschwister nicht verhungern.

Mein Onkel Eduard, erst 15 Jahre alt, hütete das Vieh für ein Brot in der Woche. Die ganze Familie hielt fest zusammen. Sie waren auf sich allein gestellt, denn es gab keine Hilfe.

Aus Kartoffelschalen oder Graupen wurde damals Suppe gekocht. Gesucht hat man Melde und Sauerampfer. Aus Löwenzahn machte meine Oma Honig. Sie hat für eine Tüte Mehl oder für ein paar Kohlrüben auch Wäsche ausgebessert. Daraus hat die Familie dann Sirup gekocht und gelacht, weil die kleine Rosi den Sirup *Wilop* genannt hat.

Verwöhnt waren die Kinder nicht, also gaben sie sich mit dem wenigen zufrieden, obwohl sie spindeldürr waren und ständig Hunger hatten. Wie durch ein Wunder wurde die kleine Rosi wieder gesund. Auch Lothar lebte sich ein, die Suche nach seiner Familie verlief jedoch leider ergebnislos. Also blieb er bei Oma.

Als es dann Lebensmittelmarken gab und Beschäftigte gesucht wurden, nahm mein Onkel Eduard in Rostock eine Stelle als Dachdeckerlehrling an.

Auch meine Mutti wollte sich endlich ihr eigenes Leben aufbauen. Arbeitskräfte wurden gebraucht, in Berlin und im Erzgebirge.

Neuanfang im Erzgebirge

Mutti nahm den Zug ins Erzgebirge und landete zuerst in Schneeberg. Für das erste Jugendprojekt der DDR, der Bau der Talsperre Sosa, baute sie Wasserhäuschen. Bei einem Tanzabend in Zschorlau lernte sie dann meinen Vati kennen. Er arbeitete im Schacht und war Bergmann. Hochzeit wurde 1951 gefeiert.

Mein Vater war ebenfalls ein Flüchtlingskind. Er stammte aus Bad Salzbrunn, dem heutigen Szczawno-Zdró. Sie waren daheim 11 Kinder gewesen. Zwei Brüder fielen aber im Krieg und drei starben noch im Kindesalter. Auch diese Familie hat viel mitgemacht.

Meine Eltern entschieden sich trotz allem für die Zukunft, für den Wiederaufbau, für einen Neuanfang. Meine Mutti war eine lustige und humorvolle Frau trotz aller Hindernisse und Schwierigkeiten.

Ihr Leitspruch war: *„Das Leben ist beschissen genug, man sollte es deshalb nicht so ernst nehmen und nicht noch das Gesicht hängen lassen.“*

Meine Eltern bekamen fünf Kinder, drei Mädchen und zwei Jungen. Sie waren zusammen im Erzgebirge glücklich.

Oma bekam eine Minirente

Meine Oma Ida blieb jedoch in der kleinen Kate wohnen, obwohl sie hätte woanders hinziehen können. Sie besaß ein Dach über dem Kopf und ein kleines Stück Garten, wo sie Kartoffeln und Bohnen anbaute. Das reichte ihr. Mit dem wenigen, was sie hatte, war sie immer zufrieden.

Sie bekam zu DDR-Zeiten nur eine Minirente von 120 Mark und klagte trotzdem nicht. Sie war sehr bescheiden und sparsam.

Wir waren alle froh, als Omas ältester Sohn, mein Onkel Walter, bei einer DRK-Suchaktion in Westdeutschland gefunden werden konnte und zur Familie zurückzog.

Er war jedoch im Krieg durch einen Granatsplitter schwer verwundet worden und hatte eine Narbe am Kopf. Vielleicht hat er deshalb nie geheiratet.

So ein Glück kann man nicht kaufen

Oma zog zwei Jahre vor ihrem Tod zu Tochter Rosi, die sich liebevoll um sie kümmerte. Leider wurde meine Oma nur 72 Jahre alt, da ist man heute zumeist noch fit. Meine Oma konnte sich aber über 16 Enkel freuen.

Jedes Jahr hat sich unserer Großfamilie immer in der Kate getroffen und auf engstem Raum gemeinsam Pfingsten gefeiert. So ein Glück und so einen Zusammenhalt kann man nicht kaufen. Es ist ein Geschenk.

Diese großen Familientreffen sind bis heute die schönsten Erinnerungen für mich. Leider ist mein Opa Eduard bis heute verschollen. Ob er gefallen ist oder in Gefangenschaft kam, weiß niemand. Die Suche nach ihm durch das Rote Kreuz war ergebnislos.

Manchmal denke ich, dass ich überhaupt nicht da wäre, wenn meine Mutti nicht damals den Zug ins Erzgebirge genommen hätte, um dort Arbeit zu finden. Sie hätte ja dann nie meinen Vati kennengelernt. Wie viele Zufälle

brauchte diese Begegnung? Meine Eltern haben ihre alte Heimat durch den Krieg verlassen müssen und in Zschorlau eine neue Heimat gefunden.

Bis heute pflegen wir Cousinen und Cousins einen guten Kontakt. Wir besuchen uns regelmäßig und kommen alle fünf Jahre zusammen.

Wunsch

Für die Zukunft wünsche ich mir für alle Gesundheit, immer genug zu Essen und immer ein Dach über dem Kopf. Die Menschheit sollte sich auch endlich besinnen und Frieden schaffen, statt sich gegenseitig zu bekriegen.

Liselotte, Jahrgang 1934, wurde im Zweiten Weltkrieg zur Oma aufs Land in Sicherheit gebracht. So musste sie nicht wie ihre Eltern den schweren Bombenangriff auf Chemnitz am 5. März 1945 miterleben. Trotzdem bleibt dieser schreckliche Tag für immer in ihrem Gedächtnis. Mit ihrer Geschichte will sie daran erinnern, wie wichtig es ist, dass der Frieden erhalten bleibt. Sie möchte Mut machen, sich den Herausforderungen des Lebens immer wieder neu zu stellen und nicht aufzugeben.

Allein durch die menschenleere Stadt

Vom Fliegeralarm überrascht

Es war ein Samstag im Februar 1945. Etwas Schnee lag über dem Land. Ich war elf Jahre alt und saß im Zug nach Chemnitz. Wie jedes Wochenende freute ich mich auf ein Wiedersehen mit meinen Eltern. Sie hatten mich aus Angst vor den zunehmenden Bombenangriffen vorsorglich bei meiner Oma in Leubsdorf untergebracht. Dort fühlte ich mich nicht nur sicher, sondern auch sehr wohl und hatte sogar erstmals ein eigenes Bett. Es stand in der Schlafkammer von Oma. Nach dem Tod von Opa lebte sie in einem Haus allein zur Miete.

Daheim in Chemnitz wohnten wir in einem Mehrfamilienhaus an der Dresdner Straße zur Miete in einer Zweiraumwohnung. Dort hatten wir wenig Platz. Deshalb schlief ich noch bei meinen Eltern im Bett. Meine große Schwester schlief in der Bodenkammer und ging schon einer Arbeit nach.

Ich war ziemlich selbstständig. Es machte mir nichts aus, nach der Schule die rund 25 Kilometer mit der Eisenbahn zu fahren und dann noch etwa 15 Minuten nach Hause zu

laufen. Mich brauchte keiner vom Bahnhof abholen. Denn ich kannte den Weg. Mein Vater arbeitete im Kartoffelgroßhandel und hätte sowieso keine Zeit gehabt, mich abzuholen. Auch Mutti machte sich keine Sorgen, war es doch nicht das erste Mal, dass ich alleine unterwegs war.

Doch an diesem Sonabend sollte alles anders sein. Kaum fuhr der Zug in den Chemnitzer Bahnhof ein, heulten die Sirenen laut auf. Es war Fliegeralarm und alle Leute begaben sich hastig in Sicherheit. Aber ich nicht. Ich machte mir als Kind nicht sonderlich viele Gedanken darüber und wollte unbedingt nach Hause.

Also dachte ich nicht daran, einen Luftschutzkeller aufzusuchen, sondern begab mich auf den Heimweg. Doch der Tunnel, also die Unterführung, die ich durchqueren musste, war gesperrt worden. Es gab kein Durchkommen.

Was also tun? Nun, ich lief die gesamte Königstraße (heute Straße der Nationen) vor und kein Mensch begegnete mir. Alles war gespenstisch menschenleer. Jeden Augenblick konnte die Stadt bombardiert werden.

Wenn ich damals Angst bekommen hätte, wäre ich vielleicht in Panik verfallen. Doch als Kind blendet man wohl die Gefahren aus.

Ich hatte nur ein Ziel vor Augen: nach Hause zu kommen. Ich kannte alle Straßen wie meine Westentasche. Es war ein ganz schöner Umweg. Schließlich stand ich vor der verschlossenen Haustür. Klingeln war zwecklos, saßen

doch alle Nachbarn und meine Mutti im Keller des Hauses, der Schutz bieten sollte.

Kaum war ich an der Hintertür angelangt, gab es endlich Entwarnung. Als mich meine Mutti sah, war sie ganz erschrocken. „*Wo kommst du denn her?*“, rief sie völlig außer sich. Es hätte ja wer weiß was passieren können. Zum Glück waren aber diesmal keine Bomben abgeworfen worden. Nicht auszudenken, was ansonsten geschehen wäre.

Angst vor jeder Sportstunde

Meine Eltern beschlossen daraufhin, dass ich nicht mehr nach Chemnitz fahren durfte. Es war einfach zu gefährlich. Doch so schlimm empfand ich dies auch nicht. Denn bei meiner lieben Oma gefiel es mir ja sehr gut.

Auch der Schulwechsel war mir nicht schwergefallen. War ich doch so endlich meinen verhassten Sportlehrer losgeworden. Er war ein ganz straffer Oberfeldwebel in Uniform. Da ich nun mal beim Weitsprung meine Probleme hatte, war ich in seinen Augen eine große Niete.

Um mich dafür zu bestrafen, ließ der Lehrer einmal nach einer Übung die gesamte Klasse Aufstellung nehmen und ordnete an, mich auszulachen. Alle gehorchten und machten mit.

Das tat sehr weh. Ich kann das bis heute nicht vergessen. Seitdem hatte ich regelrecht Angst vor jeder Sportstunde.

Der neue Sportlehrer in Leubsdorf war dagegen viel besser. Außerdem war ich fortan nicht mehr in einer reinen Mädchenklasse, sondern in einer, wo Jungen und Mädchen zusammen unterrichtet wurden. Ich fand auch schnell Anschluss, zumal ich einige Kinder bereits kannte, da wir meine Oma ja schon zuvor oft besucht haben. Wenn wir Kinder draußen spielten, konnten wir auch die Augustusburg sehen. Idyllisch gelegen bot sie einen male-
rischen Anblick.

„Christbäume“ am Himmel

Auch am Abend des 5. März 1945 wurde die Augustusburg durch viele „Christbäume“ am Himmel hell erleuchtet. Es war wie im Märchen. Doch es war kein gutes Zeichen. Denn die Christbäume waren die Leuchtmarkierung der Bomber. Es sollte der schwerste Angriff auf Chemnitz werden und meine Eltern erlebten ihn hautnah.

Unser Haus wurde diesmal schon mittags von einer Bombe getroffen. Es war eine Sprengbombe, die das halbe Haus zerstörte. Im Nebenhaus war der ganze Treppenaufgang weg. Unsere Wohnung, im Mittelteil und vier Treppen hoch gelegen, blieb wie durch ein Wunder unverseht. Bei einer Brandbombe hätten wir alles verloren.

Auch die Leute im Keller überlebten zum Glück. Es gab bei diesem fürchterlichen Angriff eine Menge Tote, unsägliches Leid und Zerstörung. Es war eine schlimme Zeit.

Mein Vater zögerte nicht lange und half, verbliebene Habseligkeiten der Nachbarn und Hausleute, mit seinem Tatra-Lkw in Sicherheit zu Verwandten aufs Land zu bringen. Als wir sein erleuchtetes Fahrzeug die Straße herunterbrausen sahen, dachten wir zuerst, es sei der Doktor, der zum Einsatz fuhr. Dabei war es mein Vater.

Er hatte meine Mutti und andere Hausbewohner mitgebracht. Ich bin heute noch froh, dass meine Eltern diesen fürchterlichen Bombenangriff überlebt haben und unsere Wohnung – wie durch ein Wunder – noch benutzbar war.

Ein schwerer Schicksalsschlag

Nach Kriegsende zog ich wieder zurück nach Chemnitz. 1946 konnten wir sogar im Haus eine größere Wohnung beziehen. Ich hatte erstmals ein eigenes Zimmer. Doch nicht lange, denn wir bekamen zwangsweise russische Untermieter zur Einquartierung. Wohnraum war ja gerade im zerstörten Chemnitz ganz rar.

Ich musste also mein Zimmer abgeben. Von den neuen Bewohnern lernte ich jedoch die russische Sprache und konnte bald besser russisch als die Lehrer. Die russischen Untermieter waren lieb zu uns Kindern und schenkten meinem kleinen Neffen sogar ab und zu ein Stückchen Schokolade. Eine ganze Tafel rückten sie nie heraus, da sie wohl nicht wollten, dass Erwachsene ein Stück abbekamen. Ich erhielt auch manchmal eine Scheibe Weißbrot mit Marmelade. Das war lecker.

Nach dem Krieg gab es ja kaum etwas zu Essen. Da waren wir froh, dass wir einen Garten besaßen. Ich kann mich noch an die Gulaschkanone auf dem Feld in der Nähe unseres Gartens erinnern. Dort verteilten die sowjetischen Soldaten kostenlose Portionen. Doch selbst alte Leute mussten sich ganz hinten anstellen. Zuerst kamen immer die Kinder dran.

Dann kam ein großer Schicksalsschlag für unsere Familie. Am 5. März 1949 starb mein Vater mit nur 44 Jahren an einer Hirnhautentzündung. Der Ernährer der Familie war weggebrochen. Was tun? Meine Mutti konnte wegen ihres starken Rheumas nicht arbeiten. Wir zogen also wieder im Mehrfamilienhaus um, in eine kleinere Wohnung.

Schwierige Suche nach einer Lehrstelle

Ich hätte eigentlich die Oberschule besuchen wollen, doch die 20 Mark Schulgeld im Monat waren unerschwinglich. Als Mädchen war es auch schwierig, eine Lehrstelle zu bekommen.

„Ja, wenn du ein Junge wärst, würden wir dich sofort nehmen.“
Das hatte einmal der Chef einer Internationalen Spedition, wo ich lernen wollte, nach der Probearbeit zu mir gesagt. Heute ist so eine Aussage undenkbar.

So besuchte ich erstmal die Hauswirtschaftsschule, bekam dann aber doch eine Lehrstelle im Büro in einer Genossenschaft für Elektrohandwerk, wo ich dann blieb.

Obwohl der Verdienst nicht hoch war, konnte ich meine Mutti unterstützen. Meine Schwester war nach Braunschweig gezogen. Ich blieb bei Mutti.

Wegzug, Neuanfang und Wunsch

Erst 1967 lernte ich meinen Mann kennen. Ein Jahr später zog ich zu ihm nach Lößnitz, in ein AWG-Haus (Arbeiterwohngenossenschaft), was wir 1997 auch kaufen konnten. Wir führten eine gute Ehe und unsere Tochter wuchs behütet auf. Leider wohnt sie viele Kilometer weit weg von mir.

Ich habe mich nun nach dem Tod meines Mannes entschlossen, nochmals umzuziehen und das Haus aufzugeben. Im Alter braucht man ja nicht mehr so viel Platz und Arbeit. Mein Zimmer in einer Wohngruppe für Senioren habe ich neu eingerichtet und nur einige Erinnerungsstücke mitgenommen. Darunter ist auch ein Fensterbild von der Augustusburg. Es hängt bei mir am Fenster.

Ich fühle mich wohl in meinem neuen Zuhause und hoffe, dass ich meinen Lebensabend gut beende. Ich habe hier Hilfe, die ich benötige, bin unter Menschen und habe auch Freiraum, da ich ganz gern auch mal alleine bin.

Für die Zukunft wünsche ich mir, dass nie wieder Bomben fallen und der Frieden für unsere Kinder und alle Menschen erhalten bleibt.

Margita wurde 1937 in Seifhennersdorf geboren und wuchs nahe der heutigen tschechischen Grenze auf. Schon früh musste sie lernen, Verantwortung für die jüngeren Geschwister zu übernehmen und zeitig auf eigenen Füßen zu stehen.

Mit 84 Jahren hat sie ihre Wohnung aufgegeben, um in eine Seniorenwohngemeinschaft zu ziehen. Mit ihrer Geschichte will sie aufzeigen, dass es immer einen Weg gibt, um neu anzufangen.

Puddingpulver im Schulranzen

Wenn der Weihnachtsmann das Geschenk wieder abholt

Schon meine frühe Kindheit war von viel Arbeit geprägt. Denn ich war die älteste Tochter und musste zeitig meine Zwillingsbrüder beaufsichtigen. Ich erinnere mich, dass ich schon die Windeln meiner Brüder auf die Leine gehangen habe, als ich noch einen Hocker brauchte, um überhaupt an die Wäscheleine zu kommen. Auch musste ich einkaufen gehen, sogar wenn ich fast im Schnee versank.

Mein Vater war früh gestorben. Ich entsinne mich noch, dass er bei uns krank zu Hause lag und ihm keiner helfen konnte. Er hatte Magenkrebs. Deshalb wurde er auch nicht zur Wehrmacht eingezogen. An meinen Vater habe ich kaum Erinnerungen. Mutti hat mir erzählt, dass er stolz auf mich war, auf sein blondes Mädchen und mich immer an der Hand spazieren geführt hat. Leider konnte er mich nicht aufwachsen sehen.

Vater war selbstständig und handelte mit Ofenplatten. Die wurden daheim zugeschnitten. In unserem Haus lebten

auch noch Oma und Opa. Sie halfen, wo sie konnten.

Wir wohnten in Seifhennersdorf, ganz abgelegen an der heutigen tschechischen Grenze. Gut in Erinnerung ist mir ein Weihnachtsfest. Ich bekam eine Puppenstube und war glücklich. Doch am 2. Weihnachtsfeiertag war sie weg.

„Wo ist sie hin?“, fragte ich meine Mutti und sie antwortete mir, dass ich wohl nicht artig war und sie darum der Weihnachtsmann wieder abgeholt hatte. Ich war ganz traurig. Doch zu meinem Geburtstag, Anfang Januar, stand die Puppenstube wieder auf dem Gabentisch.

Mutti verriet mir Jahre später, dass sie kein Geld gehabt hatte für noch so ein großes Geschenk. Also war die Puppenstube Weihnachts- und Geburtstagsgeschenk gleichzeitig. Heute kann ich darüber lachen.

Vom „Senfmai“ Eimer holen

An meine Zuckertüte kann ich mich auch noch gut erinnern. Die steckte voller selbstgebackener Kekse. Die Nachbarskinder halfen fleißig beim Verzehren mit. Wir hatten einen böartigen Lehrer, der allen Kindern zuerst einmal, ob sie etwas ausgefressen hatten oder nicht, mit dem Rohrstock auf die Finger schlug. Unsere Hände mussten wir dafür brav auf die Schulbank legen.

Zum Glück ist gleich von Anfang an viel Unterricht ausgefallen. Es grenzt für mich an ein Wunder, dass ich lesen

und schreiben gelernt habe. Meine Mutti übte mit mir stundenlang die Eins zu schreiben. Ich wollte von unten beginnen und stellte mich wohl sehr ungeschickt an, so dass Mutti bald verzweifelt ist. Ich weiß noch, dass immer und immer wieder die Schiefertafel abgewischt wurde, bis es klappte.

Mit meinem Cousin hatte ich auch die Aufgabe, für die an unser Haus angrenzende Gaststätte vom „Senfmai“ Senfeimer aus dem Böhmischen zu holen. Das war eine ganz schöne Tortur, denn die Kübel schnitten in die Finger ein und der Weg war weit. Eines Tages kam mein Cousin auf die Idee, einen Besenstiel durch die Henkel der Eimer zu schieben. Wir packten links und rechts an und schon ging es leichter. Natürlich haben wir für unsere Hilfe auch immer Naschereien bekommen.

Puddingpulver verschenkt

In den letzten Kriegsjahren mehrten sich die Bombenangriffe und es gab oft Fliegeralarm. Ich hatte immerzu Angst. Wenn es Abend wurde, musste die ganze Wohnung verdunkelt werden. Es galt Fenster und Türen zu verschließen. Kein einziger Lichtspalt durfte offenbleiben. Es war unheimlich.

Die Flieger kamen immerfort und flogen über unseren Ort. Wenn die Sirenen heulten, mussten wir in den Luftschutzkeller. Spielzeug durften wir da nicht mitnehmen.

Nicht einmal mein Teddy konnte mit. Doch ich habe mir immer meinen Schulranzen auf den Rücken geschnallt. Darin befanden sich jedoch keine Schulsachen, sondern er war bis oben hin mit vielen Puddingpulverpäckchen gefüllt. Ich aß für mein Leben gern Pudding, das ist sogar heute noch so. Egal welche Sorte, ob Erdbeere, Schoko oder Vanille. Pudding schmeckt mir, einfach köstlich.

Ich weiß nicht, wie viele Puddingpulverpäckchen in meinem Ranzen waren, aber offenbar hatte sie meine Mutti abgezählt. Denn einmal verschenkte ich einige Päckchen an andere Kinder, die mich darum gebeten hatten. Da wurde ich von Mutti ganz schön ausgeschimpft. Der Pudding war doch unsere Notversorgung.

Hals über Kopf raus aus dem Haus

Noch eine Begebenheit kann ich bis heute nicht vergessen. Irgendwie kamen im Frühjahr zwei Männer zu uns ins Haus und sagten, dass wir fliehen müssen vor den Russen. Hals über Kopf packten wir das Notwendigste zusammen. Meine kleinen Brüder durften im Leiterwagen sitzen. Doch ich musste laufen, ebenso Oma und Opa. Wie sie diese Strapazen geschafft haben, ist mir bis heute ein Rätsel.

Jedenfalls liefen wir den ganzen Tag bis es dunkel wurde und standen dann noch einige Zeit draußen. Ich lehnte mich erschöpft an meine Mutti an. Wir wussten nicht, was

uns erwartet und es war kalt. Auch sorgte sich meine Mutti um unser Haus. Wir hatten nicht abschließen dürfen und alles offenstehen lassen müssen. Da waren Plündern Tür und Tor geöffnet.

Mitten in der Nacht hieß es dann auf einmal, dass wir zurück in unser Heim können. Irgendwie schafften wir es, dort völlig erschöpft anzukommen. Wir bekamen unterwegs, so glaube ich, kein Essen. Wie glücklich und froh waren wir, als unser Haus ganz unversehrt war. Nichts war beschädigt oder gar gestohlen worden. Wir konnten bleiben.

Zeit des Versteckens

Nun folgte die Zeit des Versteckens. Alle Frauen, also auch meine Mutti und meine Oma, versteckten sich auf dem Heuboden und kamen nur noch selten herunter. Wir Kinder hatten dann alle Heuspuren zu beseitigen, damit die russischen Soldaten sie nicht finden konnten. Glücklicherweise haben die Soldaten bei uns nicht gesucht. Im Ort wurden jedoch mehrere Frauen vergewaltigt und einige bekamen sogar Kinder. Das ist meiner Mutti zum Glück erspart geblieben.

Mein Stiefvater war ein Stinkstiefel

Dafür bekam unsere Mutti 1945 einen neuen Mann aus Oberschlesien, den ihr eine Tante vermittelt hatte.

Nun begann eine schlimme Zeit für uns. Denn der neue Mann war ein Stinkstiefel. Nach außen gab er sich ganz christlich, aber innerlich war er böseartig. Er prügelte uns und war faul, lag bis Mittag im Bett und ließ sich bedienen.

Einmal habe ich ihm vor lauter Hunger die Butterschnitten weggegessen, die an seinem Bett standen.

Da hat er uns Kinder Aufstellung nehmen lassen und gefragt, wer dies getan habe. Ich habe den Mund gehalten und da gab es für alle ein Donnerwetter.

Hunger hatte ich nach dem Krieg wohl, habe dieses Gefühl aber verdrängt. Im Ort gab es viele Bauern, da haben wir ab und zu Milch oder auch Eier bekommen.

Schnell raus aus dem Elternhaus

Ich bin dann auch schnell raus aus dem Elternhaus, lernte in einer Schuhfabrik und wurde danach Schuhfachverkäuferin.

Mein Stiefvater ist glücklicherweise bald danach nach Westberlin abgehauen. Doch meine Mutti saß mit meiner kleinen Schwester alleine da.

Zu meiner kleinen Schwester habe ich bis heute ein sehr gutes Verhältnis. Sie hat unsere Mutti bis zu ihrem Tod ganz liebevoll gepflegt und wohnt heute noch in unserem Elternhaus.

Mutti wurde 95 Jahre alt, meine Zwillingenbrüder leben leider nicht mehr.

Wunsch

Heute bin ich selbst schon 85 Jahre alt und erst vor ein paar Monaten umgezogen. Ich lebe nun in einer Wohngruppe einer Tagespflegeeinrichtung. Hier fühle ich mich gut aufgehoben und genieße jeden Tag. Denn ich habe Ansprechpartner und Hilfe im Alltag.

Für ein Pflegeheim, so sagte mir mein Arzt, bin ich zu fit, auch wenn mir leider meine Augen große Sorgen machen. Für die Zukunft wünsche ich mir, dass meine beiden Söhne, die vier Enkel und meine Urenkelin gesund bleiben, mich weiterhin besuchen und nie einen Krieg erleben müssen.

Richard, Jahrgang 1936, lebt mit seiner Frau Gerda in Stralsund. Er ist vielseitig interessiert, engagiert sich als Stadtführer oder im Schachverein der Hochschule Stralsund. Er hat seit vielen Jahren Freude daran, Kindern den Denksport Schach nahe zu bringen. Das hält ihn fit. Durch die Kriegereignisse durfte er als Kind selbst drei Jahre lang keine Schule besuchen und musste sein Elternhaus im schlesischen Haselbach, dem heutigen Leszczy-niec, Hals über Kopf verlassen. Doch der Neuanfang gelang.

Abschied von unserem Haus

Nummer 37

Nicht jedem Befehl folgen

An einem Julimorgen 1945 wurde ich von meiner Mutter ganz aufgeregt geweckt. Berittene polnische Milizionäre hatten an die Haustüre gehämmert und uns aufgefordert, bis 8 Uhr unser Haus zu verlassen. Es blieb uns nur eine Stunde Zeit. Mutter packte das Nötigste in eine große Tasche. Viel mitnehmen konnten wir sowieso nicht. Wir sollten uns alle mit unserem Gepäck auf der Dorfstraße einfinden.

Doch meine Mutter folgte diesem Befehl nicht. So versteckten wir uns in der Nähe unter einer Bachbrücke. Zum Glück hat uns keiner entdeckt. Gegen Mittag begaben wir uns auf den zwanzig Kilometer langen Fußmarsch nach Schwarzwaldau (Czarny Bór). Dort lebten meine Großmutter mit ihrer Tochter und deren Mann.

Aber wir blieben nur einen Tag und kehrten wieder zu Fuß in unser Heimatdorf zurück. Meine Mutter wollte unbedingt wissen, was aus unserem Haus geworden war. Für eine Nacht kamen wir bei einem Bauern in einer Scheune unter.

Am nächsten Tag erfuhren wir, dass die Schwägerin unserer Nachbarin aufgrund einer Schussverletzung verblutet war. Sie hatte auch der Anordnung, sich auf der Dorfstraße einzufinden, nicht Folge geleistet und war stattdessen mit ihrer Schwägerin und deren achtjährigen Tochter Renate Richtung Wald geflohen.

Daraufhin hatte ein polnischer Milizionär mit einem Karabiner auf die wehrlose Gruppe geschossen. Er traf die hüftkranke Frau, die noch vor Ort an den Folgen des Oberschenkelschusses verstarb. Die Polen gestatteten unserer Nachbarin Frau Krause wieder ins Haus zurückzukehren und den Leichnam aufzubahren. Mutter und ich haben auch von der Verstorbenen Abschied genommen. Es war sehr traurig. Sie war keine 45 Jahre alt und hatte als Schneiderin gearbeitet. Renate und ihre Mutter verließen nach der Beerdigung das Dorf. Was aus ihnen geworden ist, weiß ich nicht.

Aufnahme beim Bauern

Mein Bruder Alois lernte Landwirt beim Bauern Scholz. Er nahm uns auf. Ich musste dort Kühe hüten und vertrieb mir die Zeit mit dem Schnitzen von Pfeifen aus Ebereschenzweigen.

Eines Tages sah ich auf einem Rundgang durchs Dorf einen polnischen Jungen mit meinem gestrickten Winterpullover aus unserem Hausfenster schauen. Da wusste ich, dass sie unser Versteck auf dem Spitzboden gefunden

hatten. Meine Mutter half beim Bauern auf dem Feld. Seitdem mein Vater 1943 an einer Lungenentzündung gestorben war, musste sie mich alleine versorgen.

Mein Vater war Bergmann in Schmiedeberg (Kowary) gewesen. Ich habe nur gute Erinnerungen an ihn. Einmal hat er mir ein Holzschiff geschenkt, was ich im Bach hinter dem Haus fahren lassen konnte. Auch hat er mich manchmal mit seinem Motorrad mitgenommen.

Vom Schacht allein konnte unsere Familie allerdings nicht leben. So betrieben meine Eltern, wie die meisten Häusler auch eine kleine Landwirtschaft. (Als Häusler bezeichnete man Kleinstbauern, die ein eigenes Haus mit nur wenig oder keinem Grundbesitz besaßen)

Wir hatten eine gepachtete Wiese und zwei Kühe. Aber nun besaßen wir nichts mehr. Die Häusler waren die ersten, denen man die Häuser weggenommen hatte, um die polnischen Familien einzuquartieren, die ja selbst aus ihrer Heimat in der Ostukraine vertrieben worden waren. Doch das wusste ich damals noch nicht.

Mein Onkel wird mein Stiefvater

Uns ging es relativ gut bei Bäuerin Scholz. Es gab genügend zu essen. Die Bäuerin buk wunderbares Brot und hat selbst gebuttert. Doch dann folgte ein weiterer Schicksalsschlag und ein Wendepunkt in meinem Leben.

Meine Tante Frieda starb mit nur 39 Jahren an Krebs. Um die Notlage zu lindern, zog meine Mutter mit mir nach Schwarzwaldau zur Oma und meinem Onkel Alois. Da mein Onkel und meine Mutter beide verwitwet waren und sich gut leiden konnten, entwickelte sich Zuneigung und Liebe. Deshalb entschlossen sie sich, einige Monate später zu heiraten. So wurde mein Onkel mein Stiefvater und mein Cousin Reinhard mein Stiefbruder. Wir lebten alle mit Oma unter einem Dach. Ich habe mich mit meinem Stiefvater gut verstanden. Er hat mir Schach beigebracht.

Hiobsbotschaft

Dann erschütterte uns die nächste Hiobsbotschaft. Omas jüngster Sohn Heinrich war bei Stalingrad vermisst. Er sollte auch nicht wiederkommen aus dem Krieg. Nun hatte meine Oma Maria schon vier ihrer fünf Kinder verloren. Dieses Leid kann man sich gar nicht vorstellen.

Oma entschloss sich mit 70 Jahren, völlig allein mit einem Treck 1946 auszusiedeln und landete in der britischen Besatzungszone bei Diepholz in einem Altenheim. Später zog sie zu ihrer Tochter Hedwig, die mit ihrer Familie schon vorher die Flucht ergriffen hatte.

Auch mein Stiefbruder Reinhard flüchtete gerade mal sechzehnjährig mit seiner Freundin aus der Heimat. So war die ganze Familie weit auseinandergerissen.

Wir durften erst einmal bleiben, weil mein Stiefvater Bergmann im Kohlerevier Waldenburg (Wałbrzych) war. Bergmänner wurden gebraucht. Die Polen lieferten die Kohle nach England. In dieser Zeit hatten wir genug zu essen. Es gab sogar Roastbeef und Eis. Doch unserer Ausreise war nur noch eine Frage der Zeit.

Flucht aus der Heimat

Anfang September 1947 kam mein Stiefvater nach der Schicht aufgeregt nach Hause und erklärte, dass wir unsere Sachen packen müssen. Er war mit einem polnischen Vorarbeiter in Streit geraten und befand sich seiner Ansicht nach in Gefahr. Denn er befürchtete am nächsten Tag wegen des Vorfalls verhaftet zu werden.

Ein Tischler im Ort hatte uns und anderen Dorfbewohnern vorsorglich bereits Achsen und Holzräder für den Wäschekorb angefertigt. So packten wir schnell das Nötigste zusammen und schlossen uns dem Treck aus Schwarzwaldau an.

Mit Pferdefuhrwerken ging es nach Landeshut (Kamienna Góra), der Kreisstadt. In einem von den Russen leerge-räumten Webereisaal blieben wir zwei Tage. Dann stiegen wir in einen Güterzug nach Hirschberg (Jelenia Góra) ein, wo man uns durchsuchte und uns das Bügeleisen abnahm. Wir saßen auf dem Boden, wer Glück hatte, an der geöffneten Tür. Über Schreibendorf (Pisarzowice) ging es

nach Haselbach. Da haben wir unser Heimatdorf und unser Haus Nummer 37 nochmal gesehen. Die Leute stimmten das Lied „*Oh mein liebes Riesengebirge*“ an. Das werde ich nie vergessen. Es war sehr bewegend.

Wassereimer schleppen

In Hirschberg angekommen, schlugen wir unter freiem Himmel unser Lager auf. Es war richtig warmes Spätsommerwetter. Als es kälter wurde, zogen wir in eine Baracke. Für Männer stand Arbeit auf dem Programm. Sie mussten Wohnungen beräumen. Das Lager war bewacht. Ich schaffte es dennoch, es einmal unbemerkt durch eine Zaunslatte hinter der Baracke zu verlassen.

Ich wollte zum Flugplatz nach Schreibendorf, der nicht bombardiert worden war. Während des Krieges hatte man dort Attrappen aufgebaut. Unser Lehrer hatte davon erzählt. Leider fand ich den Flugplatz nicht und bei meiner Rückkehr erwischte mich ein polnischer Wachposten. Zur Strafe musste ich viele Wassereimer schleppen für die Banya (Sauna). Ja, ich stromerte gern herum.

Schon als die russische Armee in Haselbach einzog, ging ich ins rund 5 Kilometer weit entfernte Schreibendorf ins russische Lager und bekam dort sogar einen ganzen Eimer Brotkrumen geschenkt. Auch hatte mein Bruder erzählt, dass deutsche Soldaten an der Schillerbaude Waffen entsorgt hatten. Ich war neugierig und fand tatsächlich in

einer Betonröhre unter der Straße eine Pistole, eine P 38. Mit beiden Händen habe ich die Waffe festgehalten und im Wald einen Schuss abgegeben. Doch ich hatte nicht mit dem Rückschlag gerechnet, der mich am Kinn traf. Als meine Mutter davon erfuhr, traf sie fast der Schlag. Aber als Kind denkt man sich eben nichts dabei. Die Pistole hat mein sieben Jahre älterer Bruder dann irgendwo verscharrt.

Eine ganze Woche verbrachten wir in Hirschberg im Lager. Dann begann ein Transport mit Güterwaggonen nach Deutschland in die Ostzone, nach Zwickau. Beim ersten Halt in Sagan (Żagań) wurden wir entlaust. Dafür mussten wir uns vor einem Zelt anstellen und man sprühte uns mit einem Schlauch ein Pulver in die Kleidung. Das war die ganze Prozedur.

Die Eisenbahnfahrt war für mich besonders interessant. Denn wir hatten keine Toilette und saßen oder lagen auf Stroh. Der Zug stoppte auch unterwegs auf freier Strecke. Dann sprangen die Leute hinaus und suchten sich am Bahndamm eine Deckung für ihre Notdurft.

Erstmals schwarze Brötchen

Bei Forst kamen wir über die Grenze und gelangten nach Hoyerswerda. Dort wurden wir in einem Lager aufgenommen. Das erste Mal aß ich dort schwarze Brötchen. Im Osten waren wir nun, wie die Leute erzählten, bei den

„Verlierern“ angekommen. Hier gab es ein Pulver, was man mit Wasser zu Marmelade anrühren konnte. So schlecht schmeckte das gar nicht.

Wir wurden in Baracken untergebracht. Dort standen Doppelstockbetten. Ich schlief oben. Die Männer mussten hart arbeiten, Kriegsschäden beseitigen.

Ich durfte mir dagegen die Zeit vertreiben und ging in einem Feuerlöschteich baden. Schwimmen hatte ich schon 1946 in Schwarzwaldauer Kiesgruben gelernt. Meine Mutter hatte mir als Schwimmhilfe Kissen aus Leinwand genäht. Zwei Wochen blieben wir im Lager.

Dann ging es weiter mit der Bahn nach Zwickau, diesmal mit einem Personenzug. Unser Wäschekorbwagen leistete gute Dienste. Meine Mutter hatte sogar zwei Kochtöpfe mitgenommen und für die Notverpflegung auch etwas Mehl, sodass wir uns Suppe kochen konnten.

Die Heizer der Dampflok waren sehr freundlich und warfen beim Vorbeifahren einige Briketts zum Feuermachen ab. Unsere Reise ging weiter nach Wilkau-Haßlau und dann mit der Kleinbahn nach Kirchberg. Am Bahnhof holte man uns mit dem Pferdefuhrwerk ab.

Endstation war Burkersdorf.

Eine Nacht schliefen wir im Gasthof Erholung im kleinen Saal. Am nächsten Tag wurde die Gruppe registriert und

aufgeteilt. Unsere Familie kam zu einer Bäuerin, die zwei Töchter hatte. Die Bäuerin war eine sehr resolute Frau. So wie meine Oma. Sie war zwar freundlich, doch als wir unser Zimmer betraten, waren wir sehr enttäuscht. Darin stand nur ein eiserner Ofen. Es gab kein Bett, keinen Stuhl, keinen Schrank, nichts.

Ein anderer Umsiedler, der bereits im Haus mit seiner Tochter lebte, erzählte uns, dass die Bäuerin alle Möbel vor unserer Ankunft herausgeräumt habe und alles in einem verschlossenen Zimmer stehe. Was soll man dazu sagen? Wir waren vollkommen erschüttert.

Die erste Nacht schliefen wir notdürftig auf unserer Decke auf dem Fußboden. Am nächsten Tag kümmerte sich die Vorsitzende der Volkssolidarität um uns. Bis zum Abend organisierte sie notdürftiges Mobiliar, also Stühle, Tisch, Bett und Matratzen.

Mein Stiefvater erhielt sofort Arbeit bei der Wismut. Dadurch hatten wir dann auch Steinkohle zum Heizen und Essenmarken. Es gab wieder Fleisch. Mutter half bei der Bäuerin, die mich als „Fresser“ bezeichnete. Das vergisst man nicht als Kind, das prägt einen fürs ganze Leben.



Richard

Nach drei Jahren wieder in die Schule

In Kirchberg wurde ich nach drei Jahren Pause wieder in der Schule angemeldet. Dem Pfarrer aus Schwarzwaldau war es zu verdanken, dass ich in Deutsch nicht so großen Nachholbedarf hatte. Er ließ mich immer die Sonntagspredigten als Aufsatz schreiben und korrigierte meine Rechtschreibfehler.

Drei Kilometer Fußmarsch waren es bis zur Schule. Ich kam in die 4. Klasse, in eine Umsiedlerklasse. Wir waren also ein bunt zusammengewürfelter Haufen. Zum Glück war Erwin dabei, mit dem ich schon in Schwarzwaldau befreundet war. An die Schule musste ich mich erst wieder gewöhnen.

Der Neulehrer war ein guter Mann. Er „traktierte“ uns mit langen Kopfrechenaufgaben. Die ganze Klasse musste aufstehen und dann auf Zeit Aufgaben lösen. Wer die richtige Antwort zuerst wusste, durfte sich setzen.

Letzter war ich zum Glück nie. Nach einem halben Jahr wechselten Erwin und ich in die 5. Klasse. Doch wir fühlten uns im Dorf nicht so vollwertig, waren eben bloß die Fremden.

Russisch wollte ich anfangs auch überhaupt nicht lernen, also schwänzte ich die Stunden. Dann gab es ein ernstes Gespräch mit den Eltern und dem Lehrer. Ich besann mich und strengte mich an.

Die 8. Klasse schloss ich mit sehr guten Leistungen ab und gehörte zu den drei Schülern, die zur Erweiterten Oberschule Zwickau delegiert wurden.

Mit der 10. Klasse verließ ich auf eigenen Wunsch die Schule, um in der Zwickauer Maschinenfabrik die Lehre zum Maschinenschlosser zu beginnen, die ich mit Auszeichnung beendete.

Weit weg von Zuhause

1948 hatte meine Mutter auch meinen großen Bruder Alois aus der britischen Besatzungszone zurückgeholt. Unsere Familie war wieder zusammen. Doch nicht lange: Junge Leute wurden gefördert und so bot man mir ein Ingenieurstudium an.

Voraussetzung war allerdings, dass ich zur Volks- oder Seepolizei gehe. Das war mein Traum.

Ich sagte zu und zog zum Leidwesen meiner Mutter 1954 nach Kühlungsborn und später nach Stralsund, also weit weg von daheim.



Bei einem Bordfest lernte ich 1959 meine Frau Gerda kennen. Sie ist meine große Liebe. Wir heirateten 1961 und haben inzwischen Diamantene Hochzeit feiern können.



Wiedersehen mit Haus Nummer 37

Noch heute denke ich oft an meine Kindheit zurück und an die Vertreibung aus unserem Haus. Für mich war es ein Abenteuer, für meine Mutter aber der Verlust der Heimat. Heute kann ich mich viel tiefer in den Seelenzustand meiner Mutter einfühlen.

1963 waren meine Frau Gerda und ich erstmals mit dem Reisebüro wieder im Riesengebirge und haben dort mit dem Bus auch meinen Geburtsort besucht. Meine Mutter fuhr danach mit meinem Bruder und dessen Frau hin.

Für uns sollte es nicht der letzte Besuch bleiben. Wir haben den Ort, wo ich aufgewachsen bin, einige Male besucht. Im Haus Nummer 37 wohnt jetzt eine andere polnische Familie. Sie hat uns sogar das Haus besichtigen lassen und wir haben uns gut verstanden. In meiner ehemaligen Schule, wo es früher nur zwei Klassenräume gab, ist nun die Bibliothek untergebracht.

Manchmal frage ich mich, wie wohl mein Leben ohne Krieg und Vertreibung verlaufen wäre. Sicher hätte ich nicht diese Bildungschancen erhalten. Die verdanke ich der Deutschen Demokratischen Republik. Dort wurden Kinder von Arbeitern gefördert.

Wunsch

Meiner Familie geht es heute trotz aller Schwierigkeiten gut. Die Enkelinnen haben studiert und wir sind viel in der Welt umhergereist. Inzwischen haben wir auch eine Urenkelin.

Jungen Leuten möchte ich mit auf den Weg geben, dass Bildung wichtig ist. Man sollte seine Chancen nutzen und immer neugierig auf neue Dinge im Leben bleiben, bis ins hohe Alter.

Wichtig finde ich auch die Kommunikation untereinander, dass man nicht verlernt miteinander zu sprechen.

Roland, Jahrgang 1925, lebt heute in Aue. Er ist mit Leib und Seele Erzgebirger und erfreut die Senioren im Club immer noch mit humorvollen Geschichten und Versen. Trotz vieler Tiefschläge im Leben hat er seinen Humor und seine Lebensfreude bewahrt. Er fand auch die Kraft, seine Frau viele Jahre lang bis zu ihrem Tod daheim zu pflegen und nach dem schmerzvollen Verlust neuen Lebensmut zu schöpfen. Dabei halfen ihm seine Familie und Freunde.

Mit 97 Jahren, ist er noch voller Tatendrang, zeichnet, schreibt, bastelt und forscht. Er möchte mit seinen Geschichten einen Einblick in sein bewegtes Leben geben und Mut machen, sich immer wieder neuen Herausforderungen zu stellen und nie aufzugeben.

Menschlichkeit bewahren

Barfuß in die Schule

Wir Kinder gingen meist vom Frühjahr bis zum Herbst barfuß. Das bezog sich nicht nur auf das Herumtollen auf der Straße. Einige wurden sogar barfuß in die Schule geschickt, obwohl dies die Lehrer gar nicht gerne sahen. Schuhe und Strümpfe waren damals in den Dörfern eben Luxus für uns. Sie wurden nur sonntags zum Kindergottesdienst in der Kirche oder beim Spaziergehen mit den Eltern getragen. Spielsachen hatten wir auch nicht im Überfluss.

Die Mädchen bekamen eine Puppe und vielleicht noch eine selbstgebaute Puppenstube. Wir Jungs hatten zu meist einen Ball und einen Baukasten. Das musste reichen, auch wenn die Stoffpuppe im Laufe der Jahre litt und der Ball Löcher bekam. Wir haben trotzdem damit gespielt.

Eine Übersättigung an Spielsachen, so wie es heute oft der Fall ist, gab es nicht. Hatte dennoch ein Kind einen Roller oder gar ein Fahrrad von den Großeltern erhalten, dann fuhren alle Kinder damit. Wer das nicht gestattete, wurde von der Spielgemeinschaft ausgeschlossen. Mir machte es als Kind Spaß, alte ausgediente Fahrradreifen mit einem Stock voranzutreiben und hinterher zu rennen.

Wir nutzten dazu alte Fahrradfelgen, die wir von der Mülldeponie holten. Wir stöberten auch gern in den Scheunen der Bauern herum, wenn sie auf dem Feld waren. Ich kroch auf Erntemaschinen und spielte mit den Hebeln, weil mich die Technik begeisterte. War der Bauer mal da und gut gelaunt, durften wir uns sogar auf die Pferde setzen. Dann führte er uns am Halfter im Kreis herum oder den Feldweg entlang.

Übrigens waren wir nicht so brav und erlaubten uns viele Streiche. Der Spaß an der Sache, das Abenteuerliche, förderte unseren Mut und auch unsere Risikobereitschaft.



Roland mit Oma und Opa

So haben wir einmal einem Bauern einfach die Tür zum Schweinestall geöffnet und die Schweine frei gelassen. Aber wir halfen auch beim Einfangen der Tiere und bei der Ernte, beim Ähren- oder Kartoffellesen.

Wenig Aufträge in der großen Krise

Meine Großeltern, bei denen ich aufwuchs, sahen es nicht gern, dass ich mich auf der Straße herumtrieb. Also spannten sie mich bei der Hausarbeit ein. So musste ich mit Oma zum Einkaufen gehen. Auch wenn Opa mit dem Handwagen nach Neustädte fuhr, wo er beim Kaufmann Dietz neue Werkzeuge oder Nägel, Schrauben und Leim anschaffte, war ich mit dabei.

Durfte ich auf der Hinfahrt im Handwagen sitzen, musste ich auf dem Rückweg ziehen helfen. Der Kaufmann war ein freundlicher Mann, der mir immer etwas schenkte. Über die Werkzeuge freute ich mich am meisten. Denn ich spielte gern in der Tischlerwerkstatt meines Opas.

Meine Großmutter nahm mich auch mit bei der Eintreibung von Außenständen zu den Kunden. Es war ja die Zeit der großen Weltwirtschaftskrise. Großvater bekam als Schreiner nur noch selten Aufträge. In der Werkstatt ruhte die Arbeit und hatte er doch mal einen Auftrag, dann konnten die Kunden nicht zahlen, weil sie selbst in Not geraten waren. Großvater musste nun oft Särge für verstorbene Dorfbewohner anfertigen. Bei der Bestellung

brachten die Angehörigen oft eigene Gegenstände mit, die in den Sarg zwischen den Sägespänen mit untergebracht werden sollten. Es war ein alter Aberglaube, dass Verstorbene, wenn sie beerdigt werden, auch die Krankheiten von den Angehörigen durch die Beigabe von Kleidungsstücken aller Art des Kranken mit ins Grab nehmen.

Drei Kastanien von einer „Hexe“

Überhaupt war der Aberglaube in meiner Kindheit sehr stark ausgeprägt. Bei Krankheit oder Unfällen war meist der Teufel im Spiel oder eine Hexe die Schuldige. Vorwiegend Frauen wurden verdächtigt und gemieden.

Auch ich bekam einmal von einer alten Frau aus der Nachbarschaft drei Kastanien geschenkt, weil sie zufällig beobachtet hatte, dass ich welche suchte. Am nächsten Tag hatte ich Angina. Meine Oma schob die Schuld für meine Erkrankung auf die alte Frau, „die Hexe“, wie sie sagte. Sie ermahnte mich in aller Dringlichkeit, mich nie wieder von ihr anrühren zu lassen und sofort das Weite zu suchen, wenn sie mir begegnete. Dabei hatte es die alte Frau doch nur gut gemeint. Über und unter der Haustür wurde nun ein Hufeisen aufgehängt oder vergraben. Man glaubte, sich dadurch vor Teufel und Hexen zu schützen. Ich glaubte das natürlich auch als Kind, ich hatte vollstes Vertrauen zu den Großeltern.

Hatte Opa einen Sarg fertig, wurde dieser auf einen geeigneten Tafelwagen geladen und in das entsprechende

Trauerhaus gefahren. Auch hier musste ich als Knirps mitgehen und Opa zur Seite stehen.

Kamen wir im Trauerhaus an, die Aufbahrung erfolgte zu-
meist im Hause des Verstorbenen, dann musste Großvater
auch noch mithelfen, den Leichnam in den Sarg zu legen.
Ich zeigte allerdings für derartige „Sehenswürdigkeiten“
kein Interesse.

Wenn die Ziehharmonika zu Bruch geht

Zu meinem 5. Geburtstag schenkten mir Oma und Opa
eine Ziehharmonika, natürlich wohl in der Absicht, mich
so besser unter Kontrolle zu haben. Ich sollte eben von der
Straße weg, wo ich so viele Dummheiten machte. Ich freu-
te mich über das Instrument und bemühte mich durch in-
tensives Üben, besonders an Regentagen, eine Melodie
zustande zu bringen.

Doch kaum hatte ich ein erstes Lied gelernt, wurde mir die
Freude auch schon wieder verdorben. Denn nun hatte ich
das Vergnügen, jedes Mal, wenn wir Besuch bekamen, die
Ziehharmonika zu nehmen und unter Beweis zu stellen,
was für ein musikalisches Talent ich sei.

Dafür hatte ich nun gar kein Verständnis. Also kam es so-
weit, dass ich das Instrument aus Trotz absichtlich zum
Fenster hinausfallen ließ. Natürlich sagte ich, dass es ganz
aus Versehen passiert war. Und ich hatte Erfolg.

Die Ziehharmonika war so stark beschädigt, dass sich eine

Reparatur nicht mehr lohnte. Ja, ich dachte damals nicht daran, dass das Instrument viel Geld gekostet hatte und wieviel Leid ich so meinen Großeltern aufbürdete. Ich war ein Lausebengel.

Dorffeste bestimmten das Jahr

Am meisten schätzte ich die Freiheit, das Herumstromern in freier Natur und auch die Festlichkeiten im Dorf und in der Familie. Zur Kirmes wurde jedes Jahr das Karussell aufgebaut und das Riesenrad. Wenn wir auch nicht viel Geld besaßen, um ganz oft damit fahren zu können, so liebten wir Kinder doch die Atmosphäre, die Schaubuden, das rege Treiben und manchmal fand sich sogar in bisschen Kleingeld auf dem Boden.

Auch das Schützenfest hatte es mir angetan. Voran lief die Feuerwehrkapelle. An den grünen Hüten trugen die Schützen kleine Blumensträußchen. Es wurde dann auf einen großen Holzvogel solange geschossen, bis kein Rest mehr davon übrigblieb. Leider war es mir als Kind nicht möglich, an der Feier des Schützenkönigs teilzunehmen.

Das Schlachtfest fand ich ebenfalls aufregend. Im Hof wurde das Schwein getötet, abgebrüht und auf einer Leiter zum Schlachten aufgehängt. Die Werkstatt hatten meine Onkel und die Großeltern schon am Vorabend aufgeräumt und in der Mitte mit einer großen Tafel versehen. Darauf wurde das Wellfleisch geschnitten. Im Waschhaus

heizte die Oma den großen Kessel auf und anstelle von Wäsche wurde nun darin Wurst gekocht. Oh, ich liebte es, wie das Gewürz und die Wurstbrühe roch, die ich ab und zu kosten durfte. Alles wollte ich miterleben. Auch wie das Fleisch gesalzen und in das Pökelfass geschichtet wurde. Am Ende wurde die frische Wurst in die Räucher-
kammer gehängt.

Der absolute Höhepunkt in jedem Jahr war jedoch das Weihnachtsfest. Das Stollenbacken, das Zinngießen, der Aufbau des Weihnachtsberges und das Aufstellen der vielen kleinen und großen Figuren auf die drehbaren Teller hinter dem aus Kork und Moos aufgetürmten Gebirge begeisterten mich. Auch besaßen Oma und Opa eine Spiel-dose, darauf wurden Weihnachtsplatten aufgelegt. Natürlich gab es ebenso leckere Lebkuchen und Plätzchen.

Der gefährliche Weihnachtsmann

Um mir meine Streiche und Dummheiten abzugewöhnen, gaben sich meine Großeltern alle Mühe. Bei diesem Unterfangen waren sie zwar sehr einfallsreich, aber weniger erfolgreich. So hatte ich zum Beispiel großflächig die Rinde vom Birnbaum mit meinem Schnitzmesser bearbeitet. Je älter ich wurde, umso mehr schien ich vor allem der lieben Oma über den Kopf zu wachsen, beziehungsweise aus den Händen zu gleiten.

So kam ihr eine Idee. Das Weihnachtsfest nahte und vor dem Weihnachtsmann hatte ich noch großen Respekt.

Also beschloss mir meine Oma eine Lehre zu erteilen und heckte einen Plan aus. Sie ging zu einem Bauern, der gleich hinter dem Haus meiner Großeltern sein Gehöft hatte und bat ihn den Weihnachtsmann zu spielen, um dem Lausebengel eine Lektion zu erteilen.

Der Bauer war ein energischer Mann, ehemaliger Feldwebel im Ersten Weltkrieg und nicht gerade zimperlich, wenn er uns Kinder von seinem Hof jagte. Er willigte ein und verkündete, dass es kein Problem sei, den kleinen Taugenichts an die Kandare zu nehmen. Der Bengel sollte schon zittern, wenn er das Wort Weihnachtsmann künftig zu Ohren bekäme.

Nun wurde mir bei jeder Kleinigkeit eines Verstoßes mit dem Weihnachtsmann gedroht, der dieses Jahr ein ganz gefährlicher sei und unartige Kinder in den Sack stecken würde, um sie in den tiefen Wald zu schleppen. Man gab sich also alle erdenkliche Mühe, mich einzuschüchtern. Und tatsächlich wurde die Angst in mir immer größer. Dann war es soweit. Heiligabend war angebrochen.

Als ich das laute Stapfen der Stiefel vernahm, wusste ich: nun kommt der böse Weihnachtsmann. Als es an der Tür klingelte, flüchtete ich und versteckte mich unter dem Ehebett der Großeltern.

Der Weihnachtsmann pochte laut und kräftig draußen an die Tür und fragte drohend nach dem bösen kleinen Roland. Doch ich zog es vor, trotz mehrmaligem Rufen, nicht

zu erscheinen. Also begann der Weihnachtsmann mit der Suche, fand mich und zog mich unter dem Bett hervor.

Dann musste ich mir erstmal eine Strafpredigt anhören, weil ich unfolgsam sei. Danach packte mich der Weihnachtsmann am Kragen und steckte mich in einen leeren Kartoffelsack. Er band den Sack zu und schwang mich samt Sack auf seinen Rücken. Mein Heulen und Strampeln waren zwecklos.

Der Weihnachtsmann schleppte mich die Treppen hinunter und ab ging es in den Wald. Doch keiner hatte damit gerechnet, dass ich vorgesorgt hatte und mein Taschenmesser in der Hosentasche trug. Kaum waren wir also außer Haus, schnitt ich den Sack von innen auf und befreite mich aus meiner unbequemen Lage.

Noch ehe mich der verdutzte Weihnachtsmann ergreifen konnte, war ich auf und davon. Wie ein Dieb in der Nacht rannte ich in Hausschuhen in das übernächste Bauerngehöft und versteckte mich dort in einer Scheune unter dem Heu. Dort blieb ich die ganze Nacht.

Nun war es umgekehrt mit der Angst. Jetzt waren der Weihnachtsmann und meine Großeltern verzweifelt und wussten vor Schreck und Schuldgefühlen nicht, wo sie mich suchen sollten. Überall, wo sie nachschauten, war ich nicht, auch hatte der Schneefall die Spuren meiner Füße längst verwischt.

Alle waren in großer Sorge um mich, dem kleinen Taugenichts, der ohne Jacke und Mütze bei diesen eisigen Temperaturen wohl zu erfrieren drohte. Das Weihnachtsfest war für alle mehr als verdorben.

Als ich dann am nächsten Morgen hungrig, durchgefroren und schuldbewusst nach Hause zurückkehrte, schlossen mich meine Großeltern übergücklich in ihre Arme. Sie versprachen mir hoch und heilig, nie wieder einen Weihnachtsmann ins Haus zu lassen.

Trotz allem hatte dieses Erlebnis einen nachhaltigen Eindruck auf mich hinterlassen und ich bemühte mich, weniger Dummheiten anzustellen. Kurzum: ich wurde etwas vernünftiger.

Ich heulte wie ein Schlosshund

Doch die schönsten Jahre meiner Kindheit gingen rasch zu Ende. Ich werde nie vergessen, wie mein Opa in seinem Bett erstickte. Er hatte eine schwere Lungenentzündung und rang nach Luft. Der Arzt wollte helfen, indem er versuchte die Luftröhre des Großvaters mit Watte freizubekommen. Dazu benutzte er ein rundes Holzstäbchen aus meinem Baukasten, um das er die Watte wickelte.

Doch schon beim ersten Versuch löste sich die Watte vom Stäbchen und blieb im Hals stecken. Noch ein letztes Mal bäumte sich mein Opa auf, danach fiel er erschöpft in die Kissen zurück und hauchte sein Leben aus.

Der Arzt fühlte den Puls, schüttelte den Kopf und schloss die Augen meines geliebten Opas noch bevor Oma den Pfarrer holen konnte.

Es war der 13. Februar 1933. Seine Aufbahrung erfolgte in der Lackstube neben der Tischlerwerkstatt. Ich verkroch mich und als der Sarg hinausgetragen wurde und sich der Trauerzug in Bewegung setzte, heulte ich wie ein Schlosshund.

Schläge vom SS-Mann

Nach dem Tod meines Opas zog ich zu meinen Eltern und meinem jüngeren Bruder Heinz. Ich merkte, dass mein Vater von der neuen braunen Bewegung nichts wissen wollte. Er ging also den Versprechungen der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP) nicht auf den Leim. Er blieb parteilos und gehörte nur der Gewerkschaft an.



Heinz und Roland

Viele seiner Freunde und Arbeitskollegen waren aber Linke. Sie kamen öfter in unsere Wohnung, um sich von Vater die Haare schneiden zu lassen.

Diese Fähigkeit hatte er sich angeeignet, genau wie Schuhe besohlen oder Malern und Tapezieren. Mein Vater war sehr geschickt. So brauchten wir wenig Geld für Handwerker und andere Dienstleistungen. Immer, wenn also so ein Kollege zum kostenlosen Haareschneiden kam, gab es politische Diskussionen. Wenn ich als Junge auch nicht viel davon begriff, so verstand ich doch, dass sich diese Gespräche gegen die Nazis richteten. Ich wurde zudem darauf hingewiesen, dass diese Politik auf einen Krieg hinauslaufe. Dieser würde noch furchtbarer sein, als der Erste Weltkrieg.

Bei uns in Zschorlau war Mitte April 1933 ein Konzentrationslager, ein KZ, eingerichtet worden. Genutzt wurde dazu die Wellner-Fabrik an der Albernauer Straße. Sie war ein Zweigbetrieb der Auer Besteck- und Silberwarenwerke, die infolge der Weltwirtschaftskrise die Produktion eingestellt hatte. Mein Vater hatte dort eine Zeitlang gearbeitet.

Dieses mehrstöckige Gebäude, das alle Nebenhäuser weit überragte, lag in unmittelbarer Nähe unserer Wohnung. Wir sahen es nicht nur vom Schlafzimmer aus, sondern, was noch schlimmer war, wir konnten auch das Zuschlagen der Schutzstaffel (SS)-Wachmannschaften und das schmerzhaftes Aufschreien der misshandelten Häftlinge hören. Nachts klang es besonders schrecklich. In diesem KZ befand sich auch ein Arbeitskollege meines Vaters, einer, den ich kannte, weil er sich die Haare in unserer Küche hatte schneiden lassen.

Sonntags durften die Eingekerkerten etwa eine Stunde unter strenger Bewachung auf den Hof des Lagers. An einem Sonntagvormittag im Mai wickelte mein Vater eine mit Wurst belegte Brotschnitte in Papier und ging mit mir in Richtung KZ. Dabei blickten wir, wobei wir unsere Schritte verlangsamen, in den KZ-Hof und sahen, wie die Häftlinge hintereinander im Kreis liefen.

Als der Arbeitskollege meines Vaters dicht am Zaun vorbeikam, nutzte mein Vater einen, wie er dachte, günstigen Moment und wollte seinem Kollegen das Brotpäckchen zuschieben. Vater bekam hinterrücks einen Knüppel auf den Kopf geschlagen. Immerzu holte der SS-Mann aus und prügelte auf meinen Vater ein, der unter der Wucht der Schläge zusammenbrach und niederstürzte.

Verzweifelt begann ich laut um Hilfe zu schreien und sprang den SS-Mann an, damit er von meinem Vater ablassen sollte. Doch nun bekam ich auch einen heftigen Schlag ins Gesicht und stürzte auf die Straße. Beherzte Leute, die wohl gerade aus der Kirche kamen, halfen uns wieder auf die Beine und brachten uns nach Hause. Mein Vater konnte am nächsten Tag nicht zur Arbeit gehen, denn er musste sich ärztlich behandeln lassen.

Das erste Mal in meinem Leben empfand ich nun richtige Hassgefühle. Allein schon das feige und hinterhältige Verhalten des SS-Mannes, der meinen Vater einfach von hinten niedergeschlagen hatte, empörte mich. Warum hatte er

meinen Vater nicht einfach verwarnt? Warum hatte er ihm nicht gesagt, dass es verboten ist, seinem Arbeitskollegen etwas zu Essen zuzustecken? Als Kind verstand ich die Welt nicht mehr. Ich hasste nur noch alles, was eine braune und eine schwarze Uniform trug und konnte meine Wut kaum zügeln.

Versetzunggefährdet

Dieses Erlebnis wirkte sich besonders in der Schule für mich nachteilig aus. Denn wir hatten einen neuen Lehrer bekommen, der eine braune Uniform trug. Er rühmte sich dazu noch gleich in der ersten Unterrichtsstunde, in seinem Heimatdorf Mitbegründer der NSDAP zu sein.

Es war nun für mich geradezu eine Verpflichtung, diesen neuen Lehrer zu verachten. Natürlich merkte der Lehrer dies bald. Denn ich benahm mich wie ein störrischer Esel, der einfach nicht mitmachte und auch keine Anstalten unternahm, seine Strafarbeiten auszuführen. Ich weigerte mich also und blieb stumm, wenn er mich etwas fragte. So kam es, wie es kommen musste.

Der Lehrer machte kurzen Prozess, legte mich über die Schulbank und zog mir mit dem Rohrstock einige Hiebe über den Hintern. Es schmerzte sehr, aber ich dachte an die Häftlinge in dem KZ. Sie mussten viel mehr erleiden. Auch war mein Vater mir ein Vorbild, der nicht aufgeschrien hatte, als er niedergeschlagen wurde. Also biss ich die Zähne zusammen und zeigte diesem Lehrer meinen ungebrochenen Stolz.

Natürlich gingen auch meine ansonsten früher guten schulischen Leistungen zurück. Der neue Lehrer hatte nicht unwesentlichen Anteil daran. Doch was mich am meisten störte, war das Verhalten meiner Schulkameraden. Keiner stand mir bei. Im Gegenteil. Wenn einer in der Klasse eine Dummheit anstellte und sich herausmogeln wollte, schob er es ganz einfach auf mich. Als ich einmal gleich zweimal hintereinander Prügel bekam, beschloss ich überhaupt nicht mehr in diese Schule zu gehen. Ich schwänzte, ohne dass meine Eltern etwas mitbekamen.

Für meinen Lehrer war das natürlich der willkommene Anlass, seine Trumpfkarte gegen meine Trotzaktion auszuspielen. Er kam zum Hausbesuch bei meinen Eltern vorbei, wo er sie davon unterrichtete, dass ich am Ende des Schuljahres sitzen bleiben würde. Bei mir wäre Hopfen und Malz verloren, wie er sich ausdrückte.

Nun hatte ich auch noch meine Eltern gegen mich. Sie schlugen mich zwar nicht, versuchten mich aber davon zu überzeugen, dass meine Opposition gegen den Lehrer völlig sinnlos sei. Ich würde dabei nur den Kürzeren ziehen und mir selbst schaden. Ich musste endlich begreifen, dass ich auf diese Weise das Geschehene nicht rückgängig machen könne. Also sollte ich mein unsinniges Verhalten gefälligst sein lassen und mich anständig und diszipliniert verhalten. Es wäre wichtig, mich anzustrengen und meine schulischen Leistungen zu verbessern.

Es war zum Verzweifeln. Nachdem die Mahnpredigt be-

endet war, sagte ich mir: Es hilft alles nichts. Da musst du durch. Wenn du jetzt aufgibst, dann gibst du dich nur selber auf. Für deinen Lehrer wäre das dann ein innerer Vorbeimarsch, ein Triumph seiner Macht, mich weich zu kriegen. Nein, Kopf hoch, mag kommen, was will. Nur nicht das eigene Gesicht verlieren. Das wäre weit schlimmer. Schlimmer kam es glücklicherweise nicht. Denn es kam ein neuer Lehrer.



Meinem verhassten Lehrer hatte man ja einen Direktorposten in einem anderen Ort angeboten. War ich froh. Der neue Lehrer war ganz anders veranlagt. Er war ein vorbildlicher Pädagoge, obwohl er sehr jung war und daher wenig praktische Erfahrung besaß. Er verstand es, bei mir und anderen Schülern, die Freude am Lernen zu wecken und schwache Schüler mit viel Geduld an den Leistungsdurchschnitt heranzuführen.

Er war kein Lehrer, der sich durch Wurstpakete bestechen ließ und somit bestimmte Schüler bevorteilte. So gelang es mir bald, den Anschluss zu finden und nicht sitzen zu bleiben. Der fromme Wunsch meines alten Lehrers, mich nicht in das neue Schuljahr zu versetzen, erfüllte sich damit nicht. Bei mir war doch noch nicht Hopfen und Malz verloren.

Tränengas im Unterricht

Aber nicht alle Lehrer waren wie er. Der neue Geschichts- und Deutschlehrer war ein SS-Mann und verwandelte nicht nur das Klassenzimmer in einen Exerzierplatz. Nein! Er hatte noch mehr mit uns Schülern vor. Oder er handelte auf höheren Befehl. Immerhin musste ja die Jugend auf einen bevorstehenden Krieg vorbereitet werden. Und wir waren 14-Jährige Jungen.

Den Tag in den letzten Wochen vor unserer Schulentlassung 1939 werde ich nie vergessen. Der Lehrer erschien

mit zwei Beuteln im Klassenzimmer. Darin befanden sich Gasmasken und wir mussten das Aufsetzen üben. Danach wurden die Masken wieder in den Beuteln verstaut.

Wir mussten uns für eine kurze Wanderung fertig machen, die uns in die ehemalige, stillgelegte Wellnerfabrik führte. Dort befand sich ein leergeräumter Kohlebunker. Als wir diesen erreicht hatten, wurden wir angewiesen, die Gasmasken wieder aufzusetzen. Danach wurden wir in den finsternen Raum des Bunkers geführt. Vorher war dort eine Tränengaspatrone gezündet worden.

Als wir uns alle in diesem engen Raum befanden, verriegelte der Lehrer die Tür von außen. Wir mussten dort zehn Minuten ausharren. Das schlimmste jedoch war, dass diese Masken für Erwachsene angefertigt worden waren. Für uns Kinder waren sie ungeeignet.

So konnte das Gas in die Gesichter eindringen, was zu Tränen und starken Schmerzen führte. Tagelang waren die Schmerzen noch zu spüren. So ein Umgang mit Schülern ist heute unvorstellbar und so unglaublich es erscheinen mag, es ist die bittere Wahrheit. Ja, auch das gehört in die Zeit des Faschismus!

An der Front

Ein eiskalter Schneesturm empfing uns auf der zugewiesenen Anhöhe. Es galt, in diesen hart gefrorenen Boden Schützenlöcher zu graben. Ich war 19 Jahre alt, müde und

erschöpft und sehnte mich nach Hause und nach einem Bett. Doch ich musste wach bleiben, weil ich sonst erfrieren würde.

Bald erkannten wir, dass nachts keine Gefahr drohte, da der Gegner kein Risiko einging. Seine Kriegsführung beschränkte sich vorwiegend auf Luftangriffe am Tag. Er hatte bereits die uneingeschränkte Luftherrschaft und belegte unsere Stellungen mit einem Bombenteppich. Hier konnte sich keiner verkriechen.

Der Gegner schoss aus Jagdflugzeugen mit Maschinengewehren auf alles was sich bewegte. In der Nacht drohten wir zu erfrieren. Solange wir froren, hatten wir die Gewissheit, dass noch Leben in unseren Füßen war. Wenn aber jegliches Gefühl aufhörte, zogen wir die Stiefel aus und rieben die Füße mit Schnee ein. So regten wir die Blutzirkulation an.

Wie mir das Essenholen mein Leben rettete

Die einzige Abwechslung, die jeder gern in Anspruch nahm, war der Auftrag, als Essenholer abkommandiert zu werden. Die Feldküche befand sich in einem kleinen Ort, etwa 6 Kilometer weit weg von unseren Stellungen. Der Weg dorthin führte durch den Wald.

Wenige Tage vor Weihnachten hatte ich den Auftrag erhalten, mich mit einem Kanister ausgerüstet, zur Feldküche zu begeben, um die Kameraden wie üblich mit Eintopf zu versorgen.

Es war ein sonniger Vormittag. Nur die Kälte zwickte in den Fingern. Im Dorf angekommen, wärmte ich mich ein wenig auf, während der Koch meinen Kanister mit Erbsensuppe füllte. Als ich die Verpflegung in Empfang genommen hatte, schnallte ich mir den Kanister wieder auf den Rücken und machte mich auf den Rückweg. Doch kaum war ich ein paar Schritte gegangen, hörte ich das Brummen von Flugzeugmotoren. Schnell eilte ich in den schützenden Wald.

Zwei Drittel des Weges hatte ich schon hinter mir, als plötzlich aus Richtung unserer Stellungen Artillerie- und Maschinengewehrfeuer erklang. Das laute Geräusch von Kettenfahrzeugen ließ auf einen möglichen Panzerangriff schließen. Für mich stand außer Zweifel, dass die Amis zum Gegenangriff ansetzten. Was tun?

Ich ging in Deckung und als nach rund 40 Minuten der Lärm nachgelassen hatte, versuchte ich meinen Weg fortzusetzen. Ich war unsicher. Was würde mich dort erwarten?

Plötzlich stand ein Ami mir gegenüber, richtete seine Waffe auf mich und forderte mich auf, die Hände zu heben und meine Waffe wegzuwerfen. Was blieb mir übrig? Ich musste seiner Forderung Folge leisten. Aber die Handlungsweise des Amerikaners löste in mir nur Empörung aus.

Denn der fremde Soldat spuckte mich an, direkt ins Gesicht und gab mir zu verstehen, den Kanister abzusetzen

und den Verschluss zu öffnen. Dann bückte er sich über den Kanister und wollte sich von dessen Inhalt überzeugen.

Da brannte in mir eine Sicherung durch. Verärgert über seine Frechheit, mich einfach anzuspucken, schlug ich mit meiner Hand auf seinen Helm und tauchte ihn mit seinem Gesicht in die heiße Erbsensuppe. Erschrocken ließ er seine Waffe fallen, die ich sogleich ergriff und nun den Spieß umdrehte. Jetzt kommandierte ich: „*Hands up*“ und beauftragte ihn, den Kanister sofort wieder zu verschließen und auf den Rücken zu nehmen.

Mit erhobenen Händen ließ ich ihn in Richtung unserer Stellungen in Marsch setzen. War ich anfangs ziemlich stolz auf diese Wende, so begann allmählich mein Verstand wieder die Oberhand zu gewinnen. Ich machte mir Gedanken, was mich in der Stellung erwarten würde. Es war ja auch möglich, dass dort schon die Amis waren und meine Kameraden gefangen genommen hatten. Das würde bedeuten: ich bringe einen Ami zu den Amis. Nein, das wäre eine Riesendummheit. Also was zum Teufel sollte ich tun?

„*Halt! Stopp!*“, kommandierte ich. Mein Gefangener gehorchte. Er war wohl etwas älter als ich und bestimmt auch erfahrener. Doch er hatte Angst, blieb stehen und hielt die Hände weiterhin hoch. Ich stellte mich vor ihn und sah in sein krebsrotes Gesicht, das von der Erbsensuppe verbrannt war.

Durch Handzeichen gab ich ihm zu verstehen, dass er den Kanister absetzen und in den Wald verschwinden sollte. Der Ami wollte aber nicht gehorchen. Er dachte wohl, dass ich ihn kaltblütig von hinten abknallen würde. Ich musste ihn also vom Gegenteil überzeugen, dass das nicht meine Absicht war.

Also ging ich etwa 10 Schritte zurück, warf meine Waffe weg und rief: „*Hau schon endlich ab du Idiot!*“ Als hätte er meine Worte verstanden, rannte er wie ein aufgescheuchter Hase davon. Ich war erleichtert, den Gefangenen los zu sein und erinnerte mich an meinen Auftrag. Die Kameraden müssten großen Hunger haben, genau wie ich.

Doch in der Stellung angekommen, erwartete mich die Bescherung. Ein amerikanischer Stoßtrupp war tatsächlich mit Panzerunterstützung in unsere Stellungen eingedrungen, hatte sich aber dank des heftigen Widerstandes wieder zurückgezogen. Von den elf Kameraden waren nur noch vier einsatzfähig. Drei waren gefallen, darunter auch mein Gruppenführer, die anderen verwundet. Auch die neben uns liegenden Gruppen hatten große Verluste zu beklagen. Zwei Tage später wurden wir abgelöst und mit anderen Einheiten an die Ostfront abkommandiert.

Noch heute denke ich, was geschehen wäre, wenn ich nicht an diesem Tag Essen hätte holen müssen. Wäre ich noch am Leben? Und was wäre passiert, wenn ich mich nicht selbst aus den Händen des amerikanischen Soldaten

befreit hätte? Manchmal handelt man eben ohne nachzudenken. Und im Nachhinein ist es doch die beste Lösung gewesen.

Fluchtversuch

Herbert war ein wortkarger Mensch. Das Einzige, was ich von ihm wusste war, dass er aus Bayreuth stammte und den Beruf eines Autoschlossers gelernt hatte. Diesmal hatte ich aber das Gefühl, Herbert wollte sich mit mir aussprechen.

„Du hast doch was auf dem Herzen“, sagte ich und sprach weiter: „Ich merke es dir doch an, dass auch du den Kanal gestrichen voll hast. Dieser Krieg wird immer sinnloser und jeder Widerstand bedeutet nur unnötiges Blutvergießen. Ob du es zugibst oder nicht. Jeder von uns klammert sich doch an das Leben. Ich sage es dir ganz ehrlich. Ich habe mich schon öfters in letzter Zeit gefragt, ob es nicht vernünftiger wäre, einfach überzulaufen, als täglich damit rechnen zu müssen ins Gras zu beißen. Für wen, das frage ich dich, für wen sollen wir unser Leben lassen? Der Krieg ist doch verloren.“

Ich hatte mich weit hinausgelehnt. Sollte mich mein Gefühl getäuscht haben, könnte mich Herbert nun ans Messer liefern. Doch meine Worte waren ausgesprochen und standen im Raum. Herbert schaute mich eine Zeitlang an, bevor er mit einer Gegenfrage antwortete: *„Weiß man denn, ob nicht ein Russe, der seine Kinder oder Eltern durch den Krieg verloren hat, dich nicht sofort abknallt? Hältst du das für so unwahrscheinlich?“*

Ich sah Herbert in die Augen und gab ihm Recht: *„Sicher, das weiß man nicht. Aber es muss doch irgendeine Möglichkeit geben, dieser verdamnten Hölle zu entkommen.“*

Wieder schwieg Herbert eine Weile. Es schien, als ob er das zuvor Gesagte nochmals verdaute. Dann unterbreitete er einen Vorschlag, der nicht zu verachten war. Sein Plan sah vor, dass sich einer von uns den Fuß verrenken sollte. Natürlich müsste derjenige die Verletzung nur vortäuschen. Der andere würde ihn dann stützen. So könnten wir der Marschkolonne hinterherhinken und ganz langsam den Anschluss an die Truppe verlieren.

Fahrzeuge hatten wir ja keine und vom letzten Stellungswechsel wussten wir, dass es immer ein paar Fußkranke gab, die hinterher humpelten. Hatten wir dann, wenn die Nacht einbrach, erstmal genügend Abstand, käme es darauf an, ein günstiges Versteck zu finden. Es war eine walddreiche Gegend. Es konnte so schwierig nicht sein, in einem der verlassenen Dörfer Unterschlupf zu finden. Dann mussten wir abwarten, bis unsere Einheit einige Kilometer entfernt war.

„Natürlich müssen wir uns dann Zivilkleidung besorgen, uns am besten als alte Leute verkleiden. Dann können wir uns einem Flüchtlingsstrom anschließen“, erklärte Herbert. Er schlug tatsächlich vor, dass wir uns nach Norden durchschlagen sollten, in ein abgelegenes Fischerdorf an der Ostseeküste. *„Oh wie romantisch!“*, entgegnete ich, wobei mich Herbert strafend ansah.

„Dann kann ich ja aufhören, wenn du meinen Vorschlag lächerlich findest.“

Ich lenkte ein und bat ihn weiter zu erzählen. So erfuhr ich, dass Herberts Mutter von der Ostsee stammte und Herbert in dieser Einöde, wie er es nannte, manchmal bei den Großeltern zu Besuch war. *„Man kommt sich dort vor wie am Ende der Welt.“*

Ich nickte. Sein Plan war gar nicht so schlecht. Wir könnten dort das Ende des Krieges abwarten ohne den Russen oder Engländern in die Hände zu fallen. Herbert verlangte von mir einen Handschlag zur Besiegelung unseres Planes, den wir natürlich noch im Detail ausarbeiten wollten. Als ich ihm die Hand drückte, fühlte ich sogar so etwas wie eine tiefe Verbundenheit. Er hatte Vertrauen zu mir gefasst. Das machte mich stolz.

Von dieser Stunde an hockten wir immer öfter zusammen und schmiedeten unseren Plan. Da wir bis zur Ausführung unseres riskanten Unterfangens noch einige Male heftige Gefechte überlebten, glaubten wir an einen glücklichen Ausgang.

Dann war es soweit. Die Rote Armee hatte die Stellungen neben unserer Division mit ihren Panzerverbänden durchbrochen. Um einer Einschließung zu entgehen, musste sich unser Truppenteil im Eilmarsch zurückziehen. Dazu regnete es in Strömen, was die Aufmerksamkeit unserer Vorgesetzten erschwerte. Sie hatten sich alle die

Zeltplane über den Kopf gezogen und konnten so kaum sehen, ob sich einer von der Truppe entfernte. So glückte unsere erste Etappe ohne Vortäuschung eines verrenkten Fußes. Einige Kilometer hatten wir uns schon abgesetzt.

Da sahen wir von der Landstraße aus ein altes Gehöft. Wir vermuteten, dass dort alte Bauersleute wohnten. Völlig ahnungslos näherten wir uns dem Gehöft.

Kein Wehrmachtsfahrzeug war in der Nähe. Wir hofften, von den alten Leuten Zivilsachen zu bekommen. Herbert wollte schon unser Marschgepäck und unsere Waffen wegwerfen, damit wir die Alten nicht erschrecken. Ich wollte das nicht. *„Solange wir Uniform tragen, brauchen wir auch unsere Waffen und alles was dazugehört“*, bestimmte ich.

Den Henkern in die Arme gelaufen

Wir klopfen an die Tür und traten, ohne eine Aufforderung abzuwarten, ein. Mit Erschrecken stellten wir fest, dass wir ausgerechnet bei der Feldgendarmerie gelandet waren. Zwei Fahnenflüchtige wie wir, waren den Henkern direkt in die Hände gelaufen. Schlimmer hätte es wirklich nicht kommen können.

Für einen kurzen Moment verschlug es mir die Sprache. Dann nahm ich Haltung an und berichtete, dass sich unser Bataillon auf dem Rückmarsch befände und sich mein Kamerad am Fuß verletzt habe.

„Ich habe es als meine Pflicht betrachtet, meinem Kameraden zu helfen, damit er den Anschluss nicht verliert. Trotzdem sind wir

beide nun auch wegen des Sauwetters zurückgeblieben. Wir bitten Sie deshalb, uns zu helfen unsere Einheit wieder zu finden.“

Einer der Beamten war groß und schlank. Er saß hinten an einem Tisch und beobachtete uns scharf. Der andere, ein kleiner Dicker, musste wohl unseren Schwindel gleich durchschaut haben. Voller Verachtung griff er zu seiner Maschinenpistole und fragte den Lange, der wohl sein Vorgesetzter war: „Soll ich sie gleich abknallen?“

„Hat noch Zeit!“, war die Antwort.

Der Dicke kam auf uns zu und nahm uns die Waffen ab. Bloß gut, dass wir diese behalten haben, schoss es mir durch den Kopf. Der Lange verlangte unsere Soldbücher, auf denen er sich etwas notierte.

Was passiert, wenn sie nun Herbert den angeblich verletzten Fuß untersuchen?, dachte ich und schaute auf meinen Freund. Doch der wirkte ruhig und zeigte keine Spur von Angst. Noch immer richtete der Dicke kaltschnäuzig die Maschinenpistole auf uns. Vielleicht wollte der Lange nur noch einige Formblätter ausfüllen, bevor er uns zum Abschuss freigab? Trotzdem klammerte ich mich an den seidenen Faden der Hoffnung. Aber ich hatte Angst, so verdammte Angst, gleich sterben zu müssen.

Nun wurden wir vernommen, mussten die genaue Bezeichnung des Regiments, Bataillons, der Kompanie und die Namen der Kommandeure nennen.

„Nennen Sie uns den letzten Standort und die Marschrichtung. Sie sind doch sicher an Wegweisern und Ortsschildern vorbeigekommen“, forderte der Lange uns auf. Wir beantworteten die Fragen, solange waren wir ja noch nicht entfernt von der Truppe.

Dann ging der Lange zur Karte, sichtete den Ort, den wir angegeben hatten und griff zum Feldtelefon. Er nahm den Hörer ab und drehte an der Kurbel: *„Hier Eule – bitte den Herrn Oberst!“* Der Lange erstattete Bericht und nahm militärische Haltung an. *„Jawohl Herr Oberst. Nein Herr Oberst. Gewiss Herr Oberst. Zu Befehl Herr Oberst!“*

Kaum war das Gespräch beendet, befahl er dem Dicken, der noch immer die Waffe auf uns richtete, sofort zusammenzupacken und fragte: *„Wann kommt der Wagen zurück?“*

„In wenigen Minuten“, gab der Dicke zur Antwort und fragte: „Und was wird mit den beiden?“

„Die nehmen wir mit“, antwortete der Lange.

„Soll das etwa heißen? Ach natürlich, ich begreife. Aber wäre es nicht besser, gleich reinen Tisch zu machen?“

Draußen hupte ein PKW. Der Lange und der Dicke stopften ihre Klamotten in einen Koffer und in zwei Rucksäcke. Die Mäntel und Decken wurden im Kübelwagen untergebracht. Wir wurden mit Handschellen und einem beklemmenden Gefühl der Ungewissheit transportiert.

Was würde uns nach dieser missglückten Fahnenflucht

bevorstehen? Unser Leben hing an einem seidenen Faden. Jede Minute war damit zu rechnen, dass der Wagen anhielt und wir zum Aussteigen aufgefordert wurden. Täglich gab es Standgerichte an und hinter der Front. Der kleinste Anlass konnte den Tod bedeuten. Bei Fahnenflucht war es Gesetz. Dem Betreffenden wurden die Hände auf dem Rücken gefesselt und die Augen verbunden. Die Salve der Maschinenpistole erledigte den Rest.

Es gab allerdings noch eine andere Methode. Man unterließ die Verurteilung und gab den Gefangenen den Laufpass. Man jagte sie davon, um sie von hinten abzuknallen. Wenn es an Beweisen mangelte, kam zumeist diese Methode zum Einsatz.

Wir saßen schon eine halbe Stunde im Auto und keiner sagte nur ein einziges Wort. Es war eine sehr bedrückende Atmosphäre. Herbert stierte in Gedanken versunken vor sich hin. In mir rollte mein junges Leben wie ein Film ab, denn ich hatte Todesangst. Jeden Augenblick befürchtete ich, der Fahrer würde anhalten, damit wir abgeknallt werden können. Der Text eines Liedes kam mir in den Sinn: *„Meine Jugendzeit war alles andere als schön.“*

Schon zwei Jahre war ich an der Front. Wie viele zerfetzte Leiber meiner Kameraden hatte ich gesehen, wieviel Leid und Schrecken. Und nun, kurz vor Kriegsende, sollte ich doch noch sterben fürs Vaterland? Wie würden meine Eltern benachrichtigt werden? Ihr Sohn ist gefallen für Volk und Vaterland oder als Fahnenflüchtiger? Ob mein Vater

überhaupt noch am Leben war? Er kämpfte ja selbst an der Front. Mutter würde sich die Augen ausweinen und Christel, meine Liebste? Was würde sie sagen? Sie war meine große Liebe, das wertvollste überhaupt. Sie hatte schon ihren Vater und ihren Bruder im Kampf verloren.

Eine Streife mit Taschenlampe forderte uns zum Stoppen auf. Der Lange stieg aus und zeigte dem Streifenposten seine Papiere. Dann gingen beide in ein Gebäude. Ich sah einen Wegweiser: Stettin 15 Kilometer.

Wir mussten das Fahrzeug verlassen. Zwei Unteroffiziere übernahmen unsere Sturmgewehre. Der Wagen der Feldgendarmarie brauste davon. Wir erreichten in Begleitung der Unteroffiziere einen kleinen Ort. Auf der Dorfstraße begegneten wir einer Volkssturmkolonne. Am Ende des Dorfes bauten Pioniere eine Panzersperre. Sie sägten die Straßenbäume ab und stapelten sie quer zur Straße übereinander. Dann erreichten wir den Wald und wurden von einem Posten überrascht: „Halt! Parole!“

„Hindenburg“, antwortete der Unteroffizier.

Dann erreichten wir den Kommandeur der Fronteinheit. Wir bekamen die Handschellen abgenommen und unsere Sturmgewehre zurück. Wir befanden uns wieder an der Front und konnten unser Glück kaum fassen. Wir waren dem Kriegsgericht entkommen.

Wir gruben wieder Schützenlöcher. Unsere Einheit war ein wild zusammengewürfelter Haufen, Volkssturmangehörige, Versprengte aller Waffengattungen.

Abgesichert wurden wir von SS-Leuten. Auf der anderen Seite forderten uns Lautsprecher dazu auf, den sinnlosen Widerstand aufzugeben. Die Sprecher stellten sich als Offiziere vom Nationalkomitee „Freies Deutschland“ vor.

Verwundung

„Hast du auch solchen Hunger?“, das waren die ersten Worte, die Herbert an mich richtete. Unsere Schützenlöcher lagen nebeneinander. Ich wollte versuchen, was Essbares aufzutreiben. Im nächsten Schützenloch saß ein Volksturmman. Er hätte mein Opa sein können.

Als ich ihn nach etwas Brot fragte, holte er aus seinem Brotbeutel einen Kanten Kommissbrot heraus und übergab ihn mir wortlos.

Das Brot war knochenhart und roch nach Tabak und Knoblauch. Ich bedankte mich und der Alte murmelte: *„Das habe ich einem toten Russen aus der Manteltasche gezogen, es riecht nach Machorka, aber was anderes habe ich nicht.“* Sollte ich das Brot wieder zurückgeben? Waren wir schon soweit gesunken, Gefallene auszuplündern? Der Opa bemerkte meine Bedenken.

„Bist wohl noch nicht lange hier, wirst dich noch wundern. Hier klappt die Versorgung gar nicht. Du wirst auch bald die Taschen der Toten durchwühlen, wenn du nicht schon vorher die Kartoffeln von unten wachsen siehst.“

Ich wollte wieder abhauen, doch er hielt mich am Arm fest

und sagte: *„Da kommst du schon mal hergekrochen und dann willst du gleich wieder verschwinden? Jeden Moment kann es uns erwischen und was wissen wir voneinander? Nichts. Ich habe keine Angst mehr vor dem Tod. Ich habe meine beiden Söhne verloren und auch noch meinen Enkel. Doch keiner hat mir mitgeteilt, wie und wo sie gefallen sind.“*

Als wenn das den Schmerz der Angehörigen lindern würde, dachte ich, sagte es aber nicht laut, sondern bat um Verständnis, wieder zurück in mein Schützenloch zu verschwinden. Vorher gab ich ohne Kommentar Herbert das Brot. Auf meinen Anteil verzichtete ich trotz Hunger.

Um Mitternacht kreisten dann Flugzeuge über unseren Stellungen und warfen Leuchtkugeln ab, die wohl an kleinen Fallschirmen befestigt waren. Wie ein großer Lichterbaum hingen die hellen Kugeln am Himmel und wenig später rollten Panzer auf uns zu. Auch von unserer Seite setzte Artilleriefeuer ein. Die Schlacht begann.

Ich glaubte taub zu werden. In meinen Ohren vernahm ich nur noch ein Dröhnen. Rohöl und Pulvergeruch verpesteten die Luft. Dicke Qualmwolken versperrten die Sicht. Die Schreie der Verwundeten waren nicht zu überhören, doch keiner konnte ihnen helfen, weil die Russen ein wahres Artilleriefeuer einsetzen.

Ich glaubte, nicht mehr lebend dieser Hölle zu entkommen. Dann traf mich ein heftiger Schlag gegen meinen Oberarm. Der Ärmel meiner Uniformjacke hing zerfetzt herunter. Ich konnte den Arm nicht mehr bewegen, fühlte

aber den Schmerz und wie das Blut durch den Stoff drang. Es blieb mir keine andere Wahl. Ich musste meinen Platz verlassen und den Notverbandsplatz hinter dem Graben suchen. Von einem Granattrichter zum anderen versuchte ich mich, ungeachtet des Artilleriefeuers, nach hinten durchzuschlagen.

Die Bilder und Eindrücke, die ich dabei sah, waren so grauenvoll, dass ich sie nie wieder vergessen kann. Zerfetzte Menschenleiber, blutüberströmt und zum Teil noch bei Bewusstsein. Sie bettelten mich an, sie doch endlich zu erschießen und sie von ihren Qualen zu befreien. An eine Rettung dachte von den Schwerverletzten wohl keiner mehr.

Plötzlich fasste mich einer am Bein. Ein Offizier in einem kleinen Erdbunker schrie mich an, ich solle gefälligst nach vorne gehen, um zu kämpfen. Er wollte seine Pistole auf mich richten, obwohl ich verletzt war. Mit dem Fuß schlug ich ihm die Waffe aus der Hand und setzte ihn mit einem weiteren Tritt außer Gefecht.

Dann lief ich weiter und erreichte eine Landstraße und ein Gebäude mit einem roten Kreuz. Davor stand ein Laster mit einer Plane. Sanitäter schoben gerade einen Verwundeten auf die Ladefläche. Ich kam gerade noch zur rechten Zeit, hielt mich mit dem gesunden rechten Arm am abfahrenden Wagen fest und schwang mich über die Bordwand.

So gelangte ich zum Hauptverbandsplatz, der sich in einem Stettiner Vorort befand. Trotz meiner eigenen Schmerzen versuchte ich, den Verwundeten mit vom Auto zu helfen und in das Gebäude zu bringen. Drei Ärzte waren in den Kellerräumen damit beschäftigt, dringende Operationen vorzunehmen. Herabhängende Gliedmaßen mussten amputiert, große Fleischwunden geklammert und verbunden werden.

Nach zwei Stunden Wartezeit war ich an der Reihe. Da hatte ich mich an das Aufschreien der Verletzten gewöhnt. Ich musste an die Vielzahl der Filme und Bildreportagen denken, in denen der Krieg als Heldentat der Deutschen verherrlicht wurde. Ich dachte an meinen Lehrer, der uns vor der Schulentlassung 1939 eintrichterte: *„Einen Krieg kann man nicht wie ein Märchenbuch erzählen. Man muss als guter Deutscher einen Krieg erlebt haben.“* Dabei hatte er selbst wohl gar keinen Krieg erlebt.

In meiner linken Schulter steckte ein Granatsplitter. Der Splitter, so meinte der Doktor, säße im Fleisch und zum Entfernen war keine Zeit. Er schickte mich in die obere Etage zu einem Feldweibel. Für mich war der Fall klar. Ich sollte so schnell wie möglich wieder an die Front geschickt werden.

Wie es weitergeht, erfahren Sie im Band 2, der voraussichtlich im Jahr 2023 erscheinen wird.

Wunsch

Für meine Tochter, Enkel, Ur- und Ururenkel habe ich meine Lebensgeschichte aufgeschrieben und hoffe, dass sie niemals Krieg, Not und Elend erleben müssen.

Ich wünsche mir, dass sie und viele Menschen verstehen, dass es immer wieder einen Neuanfang geben kann, wenn man den Mut hat, eigene Wege zu gehen und nicht blindlings Befehlen oder Anordnungen folgt, die gegen die Menschlichkeit sind.

Ich persönlich habe im Leben viel Leid, aber auch viel Freude erfahren. Der größte Schicksalsschlag war der Tod meiner lieben Frau nach über einem halben Jahrhundert erfüllter Ehe. Ich habe sie daheim gepflegt bis zum Schluss. Doch die Krankheit gewann.

Ich war nach ihrem Tod zu nichts mehr fähig. Damals half mir die Familie und auch ein guter Freund, dass ich wieder Lebensmut schöpfen konnte. Nun bin ich dankbar, dass sich meine Tochter, meine Enkel sowie ein Pflegedienst gut um mich kümmern. So kann ich weiter in meiner Wohnung leben.

Ich habe erfahren, dass es immer weiter geht, wenn man Hilfe annimmt und sich trotz aller Schwierigkeiten den Humor und den gesunden Menschenverstand bewahrt.

Nachwort

Was haben unsere Eltern und Großeltern erlebt? Diese Frage stellen sich die meisten oft erst, wenn sie über 50 Jahre alt geworden sind. So gehen viele Erinnerungen verloren. Ich hätte gern meinen Vati (Jahrgang 1921) mehr über sein Leben befragt. Aber er starb bereits 1988. Da war ich 26 Jahre alt. Von meiner Mutti, die mit acht Jahren ihre Mama verlor, werde ich im Band 2 erzählen. Die Fluchtgeschichte meiner Schwiegermutter Magdalena war die erste für dieses Buchprojekt. Leider konnte sie die Veröffentlichung nicht mehr erleben.

Der Tod führt uns immer wieder vor Augen, dass unser Leben endlich und deshalb auch sehr wertvoll ist.

Als wir in der Selbsthilfegruppe „pflegeBegleitung für Angehörige“ auf unsere Eltern, Groß- oder Urgroßeltern zu sprechen kamen, stellten wir fest, dass sie viel mehr durchgestanden haben als wir. Wir können gerade jetzt, in schwierigen Zeiten, viel von ihnen lernen. Sie haben große Krisen gemeistert und immer wieder den Mut zum Neuanfang gefunden.

Wir wünschen uns deshalb, dass dieses Buch von Menschen aller Generationen gelesen und weitergegeben wird, damit ihre Geschichten uns Mut machen können.

Karina Kartach

Dank

Ich danke den Erzählerinnen und Erzählern, dass sie uns tiefe Einblicke in ihr Leben oder in das ihrer Eltern und Großeltern gegeben haben. Ich lernte die Seniorinnen und Senioren als sehr interessiert und aufgeschlossen kennen. Es war eine Freude, mit ihnen intensive Gespräche zu führen. Die Geschichten haben mich zum Nachdenken, zum Lachen, aber auch zum Weinen gebracht. Sie haben mich tief berührt und für diese Erfahrung bin ich dankbar.

Ich danke Diane für ihre Begleitung und ihren Einsatz, Fördergelder für das Buchprojekt zu erhalten. Großen Dank an die Verbände der gesetzlichen Krankenkassen im Freistaat Sachsen und dem Verband der Ersatzkassen für die Übernahme der Druckkosten. Danke an Hannelore und Gretel von der Selbsthilfegruppe „pflegeBegleitung für Angehörige“ für ihre Geschichten, an Brigitte, Helga, Yvonne und Jonas für die Unterstützung.

Ich danke vor allem auch Roland Trültzsch für sein wunderbares Aquarellbild, was er uns für den Bucheinband zur Verfügung gestellt hat. Es zeigt eine Brücke über den Floßgraben Richtung Bockau, die nicht mehr existiert. Im Bild bleibt sie unvergessen, wie die Geschichten unserer zehn Erzählerinnen und Erzähler.

Karina Kartach

Aufruf

Wir suchen noch Geschichten, die Mut machen können. Wer Interesse hat, dass Erlebnisse seiner Eltern, Großeltern oder Urgroßeltern unvergessen bleiben, kann sich melden bei der:

Kontakt- und Informationsstelle für Selbsthilfe (KISS) ERZ Aue-Bad Schlema

Sitz in:
Grundschule Albrecht Dürer
Postplatz 2,
08280 Aue-Bad Schema

E-Mail: kurzweg.kiss@buergerhaus-aue.de

Tel. 03771 3404355

Handy: 0159 06755463

Wir freuen uns auch über Anfragen für Lesungen.